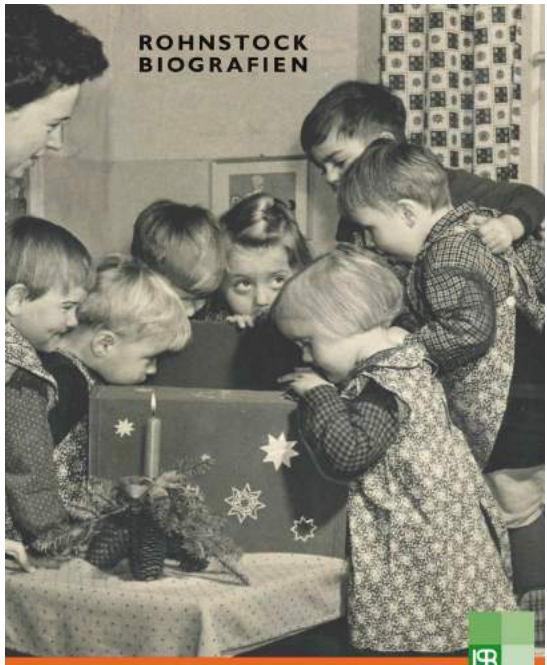


Sächsische Landeszentrale
für politische Bildung

Erinnerungen aus Riesa

Kindheit in Sachsen

ERINNERUNGEN AUS RIESA

Kindheit in Sachsen

Diese Publikation stellt keine Meinungsäußerung der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung dar. Sie ist nicht für den Verkauf bestimmt und wird für Zwecke der politischen Bildung im Freistaat Sachsen kostenlos abgegeben.

Sächsische Landeszentrale für politische Bildung
Schützenhofstraße 36
01129 Dresden
www.slpb.de
publikationen@slpb.smk.sachsen.de

© Rohnstock Biografien, Berlin 2019
Schönhauser Allee 12, 10119 Berlin
www.rohnstock-biografien.de

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung von Rohnstock Biografien.

Projektleitung/Konzept: Katrin Rohnstock
Lektorat: Antje Käske, Juliane Pfordte
Layout und Satz: Juliane Pieper
Fotonachweis S. 151
Titelbild: »Adventszeit im Kindergarten 1955«, Foto: Stadtmuseum Riesa

ERINNERUNGEN AUS RIESA

Kindheit in Sachsen

Während der Arbeit an diesem Buch ist die Erzählerin Rosel Boßdorf verstorben. Sie konnte ihre Geschichte nicht mehr autorisieren. Wir veröffentlichen sie an dieser Stelle dennoch, in Gedenken an Rosel Boßdorf.
Die Spur zu unserem Erzähler Klaus Grunert hat sich nach dem Erzählsalon verloren. Auch er konnte seine Geschichte nicht autorisieren.
Da er sich jedoch ausdrücklich wünschte, dass sie im Buch erscheint, veröffentlichen wir sie.

ERINNERUNGEN AUS RIESA
KINDHEIT IN SACHSEN

Geschichten aus dem Erzählsalon

Aufgeschrieben von Markus Thielemann

Die Erzählsalons fanden statt im Rahmen des Projekts »Mit kleinen Schritten in die große Welt – Kind sein in Riesa im 20. und 21. Jahrhundert«, gefördert im Fonds »Stadtgefährten« der Kulturstiftung des Bundes.
Wir danken dem Stadtmuseum Riesa für die Unterstützung.

INHALT

9 **Vorwort**
Dietrich Mühlberg
Kindheit seit der Industrialisierung in Sachsen
am Beispiel von Riesa

20 **Prolog**
Ein Leben in Riesa: vor, während und nach dem Krieg
Heinz Pfister
Wir lebten von Stempelkarten, die Vater vom Amt erhielt

I. Kindheiten vor dem Krieg

24 Ursula Vierig
»Eine deutsche Frau kauft nicht bei Juden!«
29 Rosel Boßdorf
»Sind bei den Henningsens auf dem Feld«
32 Anonym
Wir blieben den lieben langen Tag draußen
35 Klaus Grunert
Nachmittags holten wir Vater von der Arbeit ab
40 Gottfried Fiedler
Hütet euch vor dem Krieg

46 *Bildergeschichte* **Riesaer Badefreuden**

II. Kindheiten in Zeiten von Krieg und Flucht

50 Brigitte Schumann
Am 13. Februar 1945 blickten wir ungläubig gen Osten
55 Annelies Budszus
Bei meiner Einschulung sah ich Vater zum letzten Mal

62 Margarete Büttner
Wir gingen zu Fuß über die deutsche Grenze und wurden in Güterwagen verladen
66 Ingrid Ruppert
»Ihr gehört nicht hierher!«
69 Gisela Haubold
Als die Flüchtlinge aus dem Osten ankamen, musste jede Familie ein Zimmer abgeben

72 *Bildergeschichte* **Winterspaß in Riesa**

III. Kindheiten nach dem Krieg und in der jungen DDR

76 Christel Wetterich
Es gab nur Mutter, Großmutter, Tante und mich
82 Steffen Unger
Nur selten kam Fleisch auf den Teller
86 Gertraud Rückert
Wir feierten Weihnachten zum ersten Mal nicht in unserem Haus

88 *Bildergeschichte* **Der Weihnachtsmann kommt**

90 Siegfried Wallat
Beim Schrottsammelwettbewerb traten alle Klassen gegeneinander an
95 Hans Jochen Barth
Auf einem Stein in Stalingrad steht sein Name, ein Name ohne Gesicht

98 *Bildergeschichte* **Riesa treibt Sport**

102 Veronika W.
Anderen Kindern ging es nicht so gut wie mir

105 *Bildergeschichte* **Der Stadtpark**

108 Brigitte Müller
Beim Fahnenappell hissten wir die Flagge der Jungen Pioniere
110 Edeltraud Swierzok
Um Geld zu verdienen, verließ ich die Schule vorzeitig
112 Gerd Trapp
Pakete der Westverwandtschaft erkannte ich am Geruch nach geröstetem Kaffee

IV. Die Kindergartenkinder der DDR

116 Monique Hermann
Die Kinder von Weida
118 Kai Muthwill
Das erste Mal auf mich allein gestellt

122 *Bildergeschichte* **Kinderspiel**

124 Die Erzieherinnen: Unsere ersten Tage im Riesaer Kindergarten
128 Wie wir im Kindergarten feierten
132 Was wir den Kindern beibrachten
136 Was es bei uns zu essen gab

139 **Nachwort**
Katrin Rohnstock
Kindheit ist kein Kinderspiel

Ölwerk Riesa

Bahnhof Riesa um 1940

Poppitzer Platz um 1900: In der Artilleriekaserne befindet sich seit 1923 das Stadtmuseum Riesa

Dietrich Mühlberg

Kindheit seit der Industrialisierung in Sachsen am Beispiel von Riesa

Die Geschichten in diesem Buch erzählen von Riesaer Kindheiten zwischen den 1920er und 1970er Jahren, vom Alltag einfacher Familien, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Einige Erzähler sind nicht in Riesa geboren, sondern im dörflichen Umland. Zu ihrer Zeit war es noch normal, dass Kinder im Alter von fünf, sechs Jahren häusliche Pflichten übernahmen und mit aufs Feld gingen.

In früheren Jahrhunderten war es Bauern und Handwerkern selbstverständlich, dass ihre Kinder mitarbeiteten und zeitig in die Arbeitswelt eingeführt wurden. Man behandelte sie als kleine »Erwachsene«, die schon in jungen Jahren alles lernten, was für das Leben ihres Standes wichtig war. Kinder mussten gehorchen. Der Gedanke, dass Eltern für die persönliche Entwicklung ihrer Sprösslinge zu sorgen hätten, war kaum ausgebildet. Das änderte sich im 18. Jahrhundert mit der bürgerlichen Familie. Die Gebildeten entdeckten die »Kindheit« als ein eigenes Lebensalter, das zu beschützen und zu pflegen sei.

Mit den aufkommenden Manufakturen und Fabriken wurden Arbeit und Familienleben räumlich voneinander getrennt. Doch auch in der frühen Industrie war Kinderarbeit noch selbstverständlich, wurde aber nach und nach

durch den technologischen Fortschritt verdrängt. Auch die Landesregierungen griffen ein. Der Besuch der Volksschule wurde obligatorisch. Als die Zahl körperlich und geistig unterentwickelter Rekruten als Folge von Kinderarbeit zunahm, wurde 1839 in Preußen das erste Kinderschutzgesetz im deutschsprachigen Raum erlassen, das »Regulativ über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken«. Kinder unter neun Jahren durften nicht mehr in Fabriken arbeiten, die Neun- bis Sechzehnjährigen nur noch zehn Stunden täglich. In den folgenden Jahrzehnten gab es weitere Einschränkungen. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in Deutschland die Kindheit grundsätzlich als schützenswerte Lebensphase der Heranwachsenden aller sozialen Schichten anerkannt.

In der Zeit, von der die hier gesammelten Geschichten erzählen, war die Kindheit zur Mitte des Familienlebens geworden. Zugleich war dies eine Phase zunehmender außerhäuslicher Frauenarbeit. Betreuung und Erziehung der Kinder wurden dadurch zu einer beständigen Aufgabe jenseits der Familie, wahrzunehmen von der Öffentlichkeit, den Kommunen und von den wechselnden Arbeitgebern. Auch davon berichten die Kindheitserinnerungen aus Riesa, einem Ort, der ganz typisch für diese Veränderungen ist und dabei doch eine ganz eigene Geschichte hat.

Riesa ist wohl wegen dieser Eigenheiten auch außerhalb seines sächsischen Umlands wahrgenommen worden und so in der Erinnerung vieler Ostdeutscher lebendig geblieben. Denn als Kinder mussten sie Riesa einst für eine recht große und wichtige Stadt gehalten haben.

Von dort kam die Seife, vor allem die sanfte Baby- und Kinderseife. Aus Riesa kamen auch die Nudeln, die Mama kochte und die es im Kindergarten mindestens einmal in der Woche zu essen gab. Und auf den Schachteln der so gefährlichen Zündhölzer – man hatte den vorsichtigen Umgang schon gelernt – las man »Riesa«. Wurden die Kinder erwachsen, kannten sie als Fußballfans Stahl Riesa aus der DDR-Oberliga, lernten in Staatsbürgerkunde, wie wichtig das größte Stahlwerk der DDR für die Wirtschaftsleistung war, und dies nicht nur für die DDR. Und wer schließlich motorisiert war, konnte auf Reifen von Pneumant Riesa angewiesen sein. Als dann die elektronische Datenverarbeitung begann, kam Riesa auch noch mit Robotron ins Spiel. Riesa musste eine »riesige« Stadt sein.

Tatsächlich war Riesa zunächst ein Marktfleck in der lieblichen nordsächsischen Elblandschaft zwischen Meißen und Torgau. Mit der Anbindung an die wichtige Bahnlinie über die Elbe 1839, dehnte sich Riesa als Umschlagplatz langsam aus. Industrie siedelte sich an und so wuchs die Bevölkerung mit jedem Jahrzehnt. Besonders in der Zeit, die in diesem Buch erinnert wird – von der Mitte der Zwanziger- bis Ende der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts – wuchs die Stadt enorm. In diesem halben Jahrhundert verdoppelte sich die Zahl der Einwohner von fünfundzwanzigtausend auf mehr als fünfzigtausend. Die meisten von ihnen (82 Prozent) waren in Großbetrieben beschäftigt – bei Robotron oder im Chemiewerk. Allein im Stahlwerk arbeiteten dreizehntausend Menschen.

Zurück zu den Anfängen. Um 1880 war Riesa ein kleines Städtchen mit sechstausend Einwohnern, durch seine Produktionsanlagen

besaß es jedoch längst ein hochmodernes Profil. 1843 war hier mit dem »Eisenhammer« ein Eisenhüttenwerk gegründet worden; ein Walzwerk ermöglichte bald die Weiterverarbeitung von Eisen und Stahl. Durch die günstige Lage als Eisenbahnknotenpunkt mit einem Elbhafen wurde Riesa ein Zentrum der sächsischen Industrialisierung mit ständig wachsendem Bedarf an Arbeitskräften in modernen Berufen. Auch die neuartige industrielle Produktion von Konsumgütern trug dazu bei, denn Konsumgenossenschaften hatten nach der Jahrhundertwende marktstarke Fabriken für Waschmittel und Seifen, für Teigwaren und für Zündwaren errichtet.

Riesa – das sächsische Manchester? Im Rückblick ist die Stadt modellhaft als Variante europäischer Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert zu sehen; dies vom Beginn bis zur letzten Phase der industriellen Revolution in Sachsen. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg steht Riesa für die sozialistische Variante der deutschen Industriegesellschaft nach 1945.

Die Riesaer Lokalgeschichte zeigt plastisch, wie mit dem Aufkommen der Großindustrie alle Seiten des gesellschaftlichen Lebens in beständigen Wandel gerieten. Wie traditionsverhaftete Menschen aus dörflich-kleinstädtischen Milieus neue Lebensqualitäten gewannen, soziale Ungleichheit nun als ungerecht empfanden und neue Ansprüche geltend machten. Darauf mussten die recht unterschiedlichen Besitzer der Betriebe ebenso reagieren wie die Kommune.

Riesa steht auch für das Ende des sozialistischen Wirtschaftens, das sich schon im letzten Jahrzehnt der DDR abzeichnete. Der angestrebte Übergang in die mikroelektronisch ge-

prägte Industrie konnte aus eigener Kraft nicht mehr gelingen. Nach 1990 verließ fast die Hälfte der Einwohner die Stadt. Von den dreizehntausend Beschäftigten im Stahlwerk kamen nach seiner Schließung nur vierhundert in Neugründungen in der Branche unter. So musste die Stadt in den letzten drei Jahrzehnten einen enormen Bevölkerungsverlust bewältigen. Im Gegensatz dazu war die Integration und Unterbringung von Zugewanderten für die Stadt und ihre Betriebe ein Dauerproblem. Die wachsende Industrie zog die »ländliche Überschussbevölkerung« an, ließ die Einwohnerzahl ansteigen und Nachbardörfer zu Stadtteilen werden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden vierzehntausend, am Ende der Weimarer Republik schon über sechsundzwanzigtausend Bürger gezählt. Der größere Teil kam aus dem Umland, aus den nordsächsischen Dörfern, wo die neuen Ackerbautechniken viele Arbeitsplätze freisetzten. Andere kamen aus aufgegebenen Handwerksberufen.

Nicht von ungefähr ist darum die Ankunft in Riesa ein starkes Motiv für das Erinnern an die Kindheit, an die eigene, die der Eltern wie die von Fremden. Mehr als die Hälfte der Erzählenden berichtet, woher sie oder ihre Eltern kamen: vom Dorfe, aus Thüringen, aus dem Erzgebirge, aus Schlesien und aus Ostpreußen. Ankunft und Heimischwerden waren in Riesa immer ein Thema.

Klaus Grunert erzählt, dass seine Eltern aus Thüringen gekommen waren, weil der Vater in der Spinnerei arbeiten wollte. Sie wohnten noch im Hotel, als er 1921 geboren wurde, bevor sie schließlich eine Betriebswohnung in der Kaserne beziehen konnten. Rosel Boßdorf erinnert ihre glückliche Kindheit auf einem Dorf,

das von dichtem Wald umgeben war. Sie zog erst später in die Stadt. Ähnlich erinnern aber auch viele Städter eine Kindheit dicht an der Natur, mit Baden, Schlittenfahrten, Kraxeln auf den Hängen. Sie erzählen von Schulwanderungen zum Köhler in den Wald, von Erntehilfe, vom Platz, den sie zum Herumtollen und für alle Arten sportlicher Übungen hatten. Eine Eigenheit des Ortes: Industrie mit Schmutz und Rauch gleich neben Feldern und Wiesen, Wasser und Wald. Und keine großstädtische Enge mit Mietskasernenschluchten. Das sollte auch so bleiben. Als in den Fünfziger- und Sechzigerjahren Tausende neue Wohnungen gebraucht wurden, entstanden auf der Riesaer Flur vier Wohngebiete. Alle mit Abstand zum »industriellen Zentrum«, mit freistehenden Blöcken, den typischen Gemeinschaftsgaragen für das ganze Wohngebiet und einer noch größeren Fläche für Hunderte von Kleingärten. Überhaupt lässt sich an der Baugeschichte ablesen, wie die Stadt in dieser Phase auf den Bevölkerungszuwachs reagierte – wann Krankenhäuser, Schulen und Kindergärten gebaut wurden und sich das heutige Profil als Sportstadt herausbildete.

Im Rückblick auf die eigene Kindheit überwiegen die schönen Erinnerungen. Harte Schicksalsschläge werden eher am Rande erwähnt und die großen Katastrophen hinter den eigenen Erlebnissen deuten sich nur an. Mit leisem Stolz erinnert sich Gottfried Fiedler, dass er bei der Hitlerjugend 1944 seinen Führerschein schon mit sechzehn machen konnte. Als er ein Jahr später Soldat wurde, begann er zu begreifen, dass es der Vorbereitung auf den Kriegseinsatz gedient hatte, von dem er drei

Jahre später aus sibirischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrte. Andere erinnern den Schrecken, den die Bombardierung Dresdens bei ihnen auslöste. Knapp wird angemerkt, dass Vater nicht aus dem Krieg zurückkam. »Wir hörten nie wieder von ihm. […] Meine Mutter führte das Geschäft alleine weiter.« Erwähnt wird auch, dass man in der Wohnung zusammenrücken musste: »Ausgebombte« wurden eingewiesen, die Flüchtlinge aus Schlesien, Ostpreußen und den Sudeten mussten untergebracht werden. Gerd Trapp: »Meine Mutter stammt aus Friedersdorf in Oberschlesien. 1946 gelangte sie mit ihren Eltern und neun Geschwistern als Flüchtling nach Riesa. Sie kamen in einem Viehwaggon an, in dem es nur ein paar Strohsäcke gab […].« Margarete Büttner: »... wir waren schlesische Flüchtlinge und besaßen nichts als die Kleider, die wir am Leib trugen. […] Immer teilten wir uns nur ein Zimmer und schliefen gemeinsam in einem Bett.«

Erinnert wird die Solidarität der hier geborenen Kinder. Im Haus von Gisela Haubold mussten alle vier Familien ein Zimmer abgeben. »Zuerst zog eine Mutter mit ihrem Kind zu uns. Sie besaß nur einen Strohsack zum Schlafen, sonst nichts. Viele Umsiedlerkinder kamen in unsere Nachbarschaft, aber sie störten uns nicht. Wir hielten alle zusammen und teilten die Ernte aus dem Garten, Kleidung, Stelzen, Springseile und Murmeln.« Was hier erinnert wird, wurde in den Kinderjahren wohl auch so positiv erlebt. Die Eltern dürften die einquartierten, besitzlosen Fremden in der eigenen Wohnung, das Familienleben in einer einzigen Stube, das Gedränge in Küche und Bad – diese

meist über Jahre dauernde Enge – deutlich anders erfahren haben.

Mütter mit Kind, die Väter gefallen oder in Gefangenschaft – in der Nachkriegszeit kein Einzelfall. Alleinstehende Frauen suchten Arbeit, und die stark durch männliche Berufe geprägte Industrie der Stadt brauchte Arbeitskräfte. Arbeiten die Mütter, dann braucht es Betriebskindergärten. Ein zunehmend wichtiger Arbeitsort für Frauen. »Erzieherin« wurde ein wichtiger Beruf, bald mit Fachschulausbildung. Aufschlussreich dafür sind die Erinnerungen der Kindergärtnerinnen.

Edeltraud Swierzok begann gleich nach der Schule eine Lehre im Stahlwerk:

»Nun stand ich mit meinen vierzehn Jahren in der Lehrwerkstatt an der Werkbank […]. Im Werk arbeiteten viele junge Frauen. Nach dem Facharbeiterabschluss bildete ich mich zur Kranführerin weiter, sechzehn Jahre lang fuhr ich den Kran im Stahlwerk.« Halbwaise Margarete Büttner aus Schlesien verdingte sich als Haushaltshilfe und Kindermädchen, bekam 1950 »zwei Angebote für eine Lehre: als Traktorist und als Taxifahrer.« Dann hatte die erste Steno-Klasse in der DDR noch einen Platz frei. Und weil es ein gutes Stipendium gab, nahm sie an. Sie ging danach aber auch ins Stahlwerk – nicht auf den Kran, sondern ins Büro. Obwohl viele der Frauen der Not gehorchend ehemalige »Männerberufe« für sich eroberten, hatte die Stahlwerkerstadt vor 1990 das Problem, Arbeitsplätze für Frauen zu schaffen. So ließen sich schließlich auch die Textilreinigung und 1969 die Leiterplattenproduktion von Robotron in Riesa nieder.

Generationen von Zuwanderern und Heranwachsenden wurden vor allem durch die Arbeit und ihren Beruf in die Stadtgesellschaft integriert. Das gilt in besonderer Weise für die schwere Kriegs- und Nachkriegszeit, in der Fabriken oft zu Versorgungseinrichtungen wurden, aber auch für die ganze DDR-Geschichte. Größere Betriebe entwickelten sich zu Zentren des politischen, kulturellen und geselligen Lebens. Es begann, als sie Kindergärten, Betriebsverkaufsstellen und Wäschereien für die berufstätigen Frauen einrichteten. Es wurde normal, sich im Betriebsambulatorium behandeln zu lassen, Mitglied in einer Betriebssportgemeinschaft (BSG) zu sein, Urlaub im Betriebsferienheim zu machen und die Kinder ins Betriebsferienlager zu schicken. Man lese nur den enthusiastischen Bericht von Brigitte Müller (geboren 1954): »Das Schönste in meiner Kindheit waren die Ferienlager«. Er endet aber mit einem Bedauern: »Die Kinder der Arbeiter aus dem Stahlwerk beneidete ich, denn sie fuhren zum Ferienlager ins Ausland, nach Ungarn oder in die Tschechei«. Brigadefeiern fanden im Kulturhaus statt.

Mit dem Ende der großen Industriebetriebe nach 1990 gingen etliche dieser Versorgungsleistungen an die Kommune über, andere wurden »privatisiert«. Wohnraum war in Riesa kein knappes Gut mehr und der Himmel über der Stadt ohne Qualm und Ruß. Dennoch sind geschichtlich entstandene Eigenheiten geblieben und genutzt worden.

Riesa ist nach wie vor eine Industriestadt im »ländlichen Raum«. Freilich ohne Fabriken alten Typs, denn der Übergang in die digitalisierte Produktion und Dienstleistung ist

über Anfänge inzwischen hinaus. Die städtische Kommune rechnet mit neuen beruflichen Profilen ihrer Einwohnerinnen und Einwohner, mit höheren Ansprüchen im Wohnbereich und in der geselligen Kommunikation. Die günstige Lage erleichtert es, den gestiegenen Bedürfnissen nach Nähe zur Natur entgegenzukommen: mit Waldspaziergängen, dem Elberadweg und Wasserwanderungen. Und im eigenen Gärtchen. Blickt man heute von oben auf Riesa, so sind die – eher für deutsche Großstädte typischen – Kleingartenanlagen nicht zu übersehen. Sie waren neben den Neubauvierteln entstanden.

Und man erkennt viele Sportanlagen. Sie wurden fast alle zu DDR-Zeiten angelegt und nicht nur von den Betriebssportgemeinschaften genutzt. Der einem Sachsen zugeschriebene Appell »Jedermann an jedem Ort – einmal in der Woche Sport« wurde gerade hier gern befolgt. So war genügend Potenzial vorhanden, als das Stadtmarketing vor zehn Jahren beschloss, die einstige »Stadt des Stahls« zur »Stadt des Sports« zu machen. Neben der Förderung des Spitzensports hat das auch die allen zugänglichen Sportanlagen vermehrt. Herausragend ist die neue »Sachsenarena«, die größte Mehrzweckhalle Mittelsachsens.

Auch wenn die Kommune mit ihrer intensiven Sportförderung an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit geriet, kam sie mit diesem Engagement auch Neigungen vieler ihrer Bürger entgegen. Denn mit dem Verschwinden der einst typischen schweren körperlichen Arbeit ist auch das Bedürfnis nach körperlichem Ausgleich, nach Sport und Spiel weiter gestiegen. Dass damit eine eigene Tradition fortge-

setzt wird, belegen die Kindheitserinnerungen. Da ist von Handball und Fußball, von Motorsport und Turnen, vom Segelfliegen, von Bootswettkämpfen und immer wieder vom Baden und Schwimmen die Rede. »Wenn wir nicht auf der Elbe unterwegs waren, verbrachten wir die Zeit im Stadtbad«, erinnert sich Siegfried Wallat an seine Kindheit in den frühen Fünfzigerjahren. Oder Edeltraud Swierzok über die Sechzigerjahre: »In den Sommerferien gingen wir jeden Tag ins Stadtbad. […] Wir liebten das Schwimmbad mit dem Bademeister Uhlig.«

Seitenweise schildern diese Erinnerungen an Kindheiten in Riesa glückliche Momente. Selbst wenn wir wissen, dass es einige Gründe dafür gibt, diese frühe Lebensphase im Rückblick zu verklären, zeigen uns diese Berichte doch an, was alles zu einer lebenswerten Kindheit gehören kann. Fingerzeige für eine Kommune, die sich bewusst ist, welche Anziehungskraft Familienfreundlichkeit und Kinderglück heute haben. So hat sie sich nicht von ungefähr für diese sehr anschauliche Art der bürgernahen Traditionspflege entschieden.

Prof. Dr. Dietrich Mühlberg (geboren 1936), deutscher Kulturwissenschaftler, war von 1974 bis 1996 Professor für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin

Prolog

Ein Leben in Riesa: vor, während und nach dem Krieg

Wir lebten von Stempelkarten, die Vater vom Amt erhielt

Heinz Pfister
geboren 1933

Als junger Mann wanderte mein Vater durchs Land. Er besaß keine Ausbildung und hielt sich mit einfachen Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Fand er keine Arbeit, zog er weiter. Meine Mutter lernte er in Riesa kennen, wo sie sich beide nach der Heirat niederließen.

Ihre erste Bleibe wurde ein kleiner Raum in der Klötzerstraße 13. Dort kam ich 1933 als erstes von vier Kindern zur Welt. Durch Beziehungen kamen wir an eine Wohnung in der Bismarckstraße 61, der heutigen Friedrich-Engels-Straße, direkt am Puschkin-Platz. Mein Vater mühte sich ab, fand jedoch keine Arbeit.

Meine Mutter kümmerte sich um uns Kinder. Wir lebten von den Stempelkarten, für die sich mein Vater jede Woche beim Amt meldete. Sie waren bei weitem nicht genug. Den ganzen Sommer liefen wir barfuß herum, weil wir keine Schuhe hatten. Kleidung und Möbelstücke bekamen wir

von Freunden oder Verwandten. Kein Stück passte zum anderen.

Als der Krieg begann, fand mein Vater Arbeit in der Munitionsfabrik in Zeithain. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen – je mehr Kinder ein Mann hatte, desto später musste er an die Front. Mein Vater kämpfte im Russlandfeldzug. Er kehrte nicht zurück.

Unsere Situation verschlechterte sich und wir litten in den ersten Nachkriegsjahren oft Hunger. Manchmal luden Bauern einen von uns Städtern zum Essen ein. Es war großes Glück, über die Vermittlung ausgewählt zu werden. Drei Mal durfte ich hinten auf dem Pferdewagen bis nach Gröba fahren und schlug mir dort den Bauch voll.

Als ich alt genug war, begann ich eine Maurerlehre bei dem Bauunternehmen Luis Schneider. Nun konnte ich meinen Lebensunterhalt selbst bestreiten. Ich leistete mir sogar hier und da ein Bier. Manchmal ging ich an den Wochenenden aus. Dabei lernte ich meine Frau kennen, 1958 heirateten wir. Sie kam aus Schlesien und brachte ihren Sohn mit in die Ehe. Er wurde auch mein Sohn. 51 Jahre lebte ich mit meiner Frau zusammen, bis sie im Alter von 79 Jahren an Darmkrebs verstarb. Heute habe ich zwei Enkel und sogar drei Urenkelchen, die lassen ihren Opa nicht im Stich.

I. Kindheiten vor dem Krieg

»Eine deutsche Frau kauft nicht bei Juden!«

Ursula Vierig
geboren 1929

Obwohl meine Kindheit und Jugend so weit zurückliegen, kann ich mich an viele Momente genau erinnern. »An der Gasanstalt«, einer Straße zwischen dem Kino Capitol und der Sparkasse, befand sich unser Rodelberg. Im Winter sausten wir an dem Laden mit den Schildkröt-Puppen vorbei. Der Platz vor dem Kino war voll mit kleinen Läden und der Weg zum Kino eng wie ein Nadelöhr. Bei jeder Veranstaltung gab es ein mächtiges Geschubse von den hinein- und herausströmenden Besuchern.

Vor der Sparkasse befand sich eine breite Mauer. Führte ein Umzug durch die Stadt, ergatterte meine Mutter dort stets einen guten

Sportlerumzug vor dem Kaufhaus Troplowitz um 1930

Platz für meine Schwester und mich. Diese Stelle ist mit einem traurigen Erlebnis Mitte der Dreißigerjahre verbunden. Dort wurde der jüdische Kaufmann Troplowitz durch die Straße geführt und von SA-Leuten mit Eiern und faulem Obst beworfen. Meine Mutter kaufte gern bei ihm ein. Wir Kinder freuten uns über das Bonbon, das wir an der Kasse geschenkt bekamen. Einmal versperrte ein stämmiger SA-Mann meiner Mutter die Tür und schnauzte sie an: »Eine deutsche Frau kauft nicht bei Juden!«

Mit dem Kriegsende kam es in Riesa zu Plünderungen. Die Menschen hatten die großen Speicher aufgebrochen und nahmen sich, was sie kriegen konnten. Ich ging mit meiner Freundin dorthin, um mir das Ganze anzusehen. Die Leute kamen mit Handwagen, manche sogar mit dem Auto. In dem Durcheinander wurden unzählige Lebensmittel verwüstet und zertrampelt – Säcke voll Mehl, Zucker, Reis, Haferflocken. Wir standen da und schauten uns sprachlos an. Es war grausam, denn ich wusste, wie viele Menschen hungrig zu Bett gehen mussten.

Eine Frau hatte ein Fass ergattert und verteidigte es gegen jeden. »Das ist mein Fass! Ich habe es zuerst gesehen.« Sie kletterte hoch, um

es zu öffnen. Plötzlich brach der Deckel ein und sie hing mit beiden Beinen im Fass. Es war mit schwarzem Sirup gefüllt. Niemand wollte ihr helfen. Als sie es schaffte, sich zu befreien, war sie gezwungen, unter dem Gelächter der Umstehenden mit den verklebten Beinen durch die Speicherhalle zu laufen. Die herumliegenden Nahrungsmittel blieben an ihren Füßen hängen.

An diesem Tag entdeckten meine Freundin und ich einen Käse, groß wie ein Wagenrad. Den schnappten wir uns und rollten ihn von der Speicherstraße bis zur Goethestraße. In den nächsten Wochen klopfte es ab und zu an unserer Tür: Die Leute wollten andere Lebensmittel für ein Stück von unserem Käse tauschen.

Als die Handelsorganisation (HO) 1949 Läden in Riesa eröffnete, gab es Lebensmittel zu horrenden Preisen zu kaufen. Alles sah so lecker aus! An einem Tag war es mit meiner Beherrschung vorbei. Von meinen dreißig Mark Lehrlingsgeld kaufte ich mir ein Stück Torte für 25 Mark. Meine Eltern waren entsetzt. Sie konnten es nicht fassen. Da hatte ich die Torte aber schon gegessen – und sie hatte wunderbar geschmeckt.

Kino Capitol in der Haupstraße um 1965

HO-Verkaufsstelle am Lutherplatz von außen (oben) und innen (unten) um 1970

»Sind bei den Hennigsens auf dem Feld«

Rosel Boßdorf
geboren 1937

Geboren wurde ich 1937 in Ochsensaal. Das kleine Dorf ist bis heute von dichtem Wald umgeben, dahinter liegt die Heide. Gemeinsam mit den vier anderen Kindern aus dem Dorf ging ich jeden Tag zur Schule in den Nachbarort. Mit dem Ranzen auf dem Buckel und dem Tintenfass in der Hand, fünf Kilometer durch den Wald. Im Winter, wenn es früh finster wurde und der Schnee alle Geräusche schluckte, war es zuweilen recht gruselig.

Kamen wir von der Schule nach Hause, lag oft ein Zettel von den Eltern auf dem Tisch: »Sind bei den Hennigsens auf dem Feld. In der Küche steht ein Teller Essen, danach kommt ihr rüber.«

Meine Eltern besaßen nur ein kleines Stück Land und keinen Pflug. Um das Land zu bestellen, borgten sie sich einen bei den anderen Bauern. Als Ausgleich absolvierten wir auf deren Feldern »Pferdestunden«: Wir verzogen Rüben und Möhren und lasen Kartoffeln auf. Meine ein Jahr jüngere Schwester machte ebenfalls mit. Auch mein Vater half, obwohl er verwundet aus dem Krieg zurückgekehrt war. Nachdem er lange im Lazarett gelegen hatte, konnte er nicht mehr richtig arbeiten. Als gelernter Fleischer ging er jedoch weiterhin zu den Bauern zum Hausschlachten. Da brachte er uns ab und zu Wurstbrühe mit.

In der Schule gefiel mir besonders der Sportunterricht. Alle zwei Wochen marschierten wir mit unserer Lehrerin zum Sportplatz, der am Waldrand lag. Anders als heute gab es keinen organisierten Sportunterricht. Wir spielten Kreisspiele, machten Gymnastik und hatten viel Spaß. Erst am späten Nachmittag kamen wir vom Sportplatz nach Hause. Dann mussten wir nicht mehr aufs Feld.

Meine Lehrerin mochte ich sehr. Sie hatte die Stelle in den Nachkriegsjahren bekommen, weil sie Französisch konnte. Es gab kaum ausgebildete Lehrer und so reichte ihr als Qualifikation, dass sie gern und oft französische Romane las. So war das damals.

Meine Großmutter, die sehr naturverbunden war, ging oft mit mir in die Wälder. Wir sammelten die Rinde von toten Kiefern, denn sie eignete sich gut zum Anheizen. Auf unseren Spaziergängen lernte ich viel über das Leben. Meine Großmutter kannte jedes Kraut, wusste, welches heilt und woraus man Tee machen kann, aber auch wovon man besser die Finger ließ. Sie war eine richtige Hexe, aber eine gute. Wenn im Dorf ein Tier krank war, brachten die Bauern es zu ihr. Ich weiß nicht genau, was sie tat, aber meist half es.

Werkunterricht in den Zwanzigerjahren

Wir blieben den lieben langen Tag draußen

Anonym
geboren 1925

Ich wuchs in Oelsnitz auf, einer Stadt am Rande des Erzgebirges. Mein Großvater arbeitete als Bergarbeiter in den Erzschächten. Meine Großmutter und er besaßen viel Land und ein großes Haus, in dem unsere gesamte Familie wohnte. Eines Tages verunglückte mein Großvater tödlich bei der Arbeit. Damals erbten nur die Söhne, während die Töchter ausbezahlt wurden. So bekam mein Onkel – der einzige Sohn meiner Großeltern – den Hof, meine Eltern und ich blieben weiter in unserem gemeinsamen Haus wohnen.

Weil mein Onkel sich als Fleischer nicht sonderlich für die Landwirtschaft interessierte, verkaufte und verpachtete er einen Großteil der Ländereien. Auf einer dieser verpachteten Flächen entstand – direkt neben unserem Grundstück – eine Schrebergartenkolonie. In den Gärten erlebten die Tochter meines Onkels und ich wunderbare Sommer. In unserem Garten stand eine alte, hohe Birke neben einer Laube. Wir kletterten oft hinauf und sprangen auf das Dach, von da über die anderen Dächer und hinunter in die Gänge der Laubenkolonie.

Obwohl wir eine eigene Obstwiese besaßen, schlichen wir durch die Schrebergärten und stibitzten Äpfel und Kirschen. Wir angelten Beeren mit kleinen Stöcken durch die Maschen eines Zaunes. Das Obst aus Nachbars Garten schmeckt

einfach besser! Als Angehörige der Familie des Besitzers hatten wir Narrenfreiheit und kriegten keinen Ärger, wenn wir erwischt wurden. Wir fühlten uns wie kleine Prinzessinnen.

Als ich bei meiner Konfirmation zum ersten Mal Schuhe mit Absatz trug, dazu ein schwarzes Kleid, fühlte ich mich erwachsen und sehr stolz – und ich sah fast aus wie eine echte Prinzessin.

Einige Räume unseres Hauses vermieteten wir. Deshalb hatten wir nicht viel Platz, aber das störte uns nicht. Wir blieben den lieben langen Tag draußen und spielten am liebsten »Gärtner«. Meine Cousine und ich pflückten Blumen und pflanzten sie an anderer Stelle wieder in den Sand. Sie verwelkten oft nach ein paar Tagen, doch das tat unserem Spaß keinen Abbruch.

Im Sommer veranstalteten die Schrebergärtner ein Kinderfest mit Würstchenbuden und Gebäck. Wir Mädchen setzten uns kleine Blumenkränze auf und zogen schöne Kleider an. Gemeinsam spazierten wir durch die Gärten und sangen. Auf der Schaukel hielten wir eine Olympiade ab. Wer am höchsten schaukelte und den weitesten Absprung schaffte, gewann.

Meine Schulzeit prägten die Lehrer. Manche verhielten sich sehr nett, andere nicht. Gefallen ließ ich mir jedoch nichts. Oberlehrer Richter schlug uns noch bis in die fünfte Klasse mit

Trinitatiskirche um 1930

dem Rohrstock, wenn wir eine falsche oder aus Angst gar keine Antwort gaben. Mit meiner hervorragenden Auffassungsgabe mogelte ich mich oft durch. Mussten wir beispielsweise ein Gedicht aufsagen, brauchten es nur zwei, drei Kinder vor mir vortragen und ich konnte es, ohne gelernt zu haben. Ich nutzte meine Freizeit lieber zum Spielen in den Gärten.

Schon früh entdeckte ich das Theater für mich. In der zweiten Klasse trat ich erstmals in einem Stück auf. Ich spielte eine Blume und stand dazu ganz still und stumm auf der Bühne. Später übernahm ich größere Rollen. Der Direktor meiner Schule schrieb Stücke, die wir im Herbst aufführten. Zudem sang ich im Schul- und im Kirchenchor. Bei Beerdigungsumzügen durften wir das Kreuz tragen. Wir stritten regelmäßig um dieses Privileg, denn es gab dafür zehn Mark – eine Menge Geld für uns.

Nachmittags holten wir Vater von der Arbeit ab

Klaus Grunert
geboren 1921

Ich bin im Thüringer Hof in Riesa geboren. Im Hotel, über der Kneipe, befand sich unsere Wohnung. Meine Mutter sagte immer: »Du bist ein Kneipenkind.«

Meine Eltern stammen aus Thüringen. Mein Vater ist in Mittweida geboren und kam wegen der Spinnerei nach Riesa. Hier lernte er seinen Beruf und richtete später die Maschinen ein.

Als ich klein war, zogen wir in ein Ziegelhaus am Friedrich-Ebert-Platz um. Es stand auf der linken Seite, wo früher die Apotheke war. Nebenan das Friseurgeschäft. Wir wohnten bei Hahns, direkt beim Friseur Hahn. Mit dem Sohn war ich befreundet. Wir mussten nur über die Straße zur Schule.

Zwei Jahre ging ich in Gröba zur Schule. Das war eine schöne Zeit. Im Winter bauten wir auf dem Schulhof eine Schneebude aus Schnee. Wir schrieben auf Schiefertafeln. Wenn ich die Kinder heute sehe, die kleinen Kerle mit den viel zu schweren, großen Ranzen … Ich wohne im Erdgeschoss auf der Kirchstraße und sehe die Kinder täglich aus der Schule kommen.

Nach zwei Jahre zogen meine Eltern und ich vom Friedrich-Ebert-Platz in die Kaserne. Dort befanden sich die Betriebswohnungen

der Spinnerei. Mein Vater bekam eine davon. Nachmittags um vier holten wir ihn oft von der Spinnerei ab. Wir warteten am Tor, bis er herauskam. Früh um sieben, glaube ich, begann er mit der Arbeit.

In Riesa ging ich in die Wasserturmschule. Ich erinnere mich gut an unsere interessanten Klassenfahrten. Einmal fuhren wir nach Seifen und zahlten dafür drei Mark. Ein andermal ging es mit dem Bus zu einem Köhler in die Berge. Er zeigte uns, wie er Holzkohle machte. Er hatte ein Loch in den Waldboden gegraben und schlief dort.

Regelmäßig kamen Handwerker in die Schule, darunter ein Glasbläser aus dem Erzgebirge, der uns zeigte, wie Glas gewärmt wird. Später ging ich an die Motorsportschule nach Bautzen. In einem Zelt im Wald fand unser Unterricht statt. Meinen Lehrpass besitze ich noch. In Bautzen machte ich meine Fahrerlaubnis, Klasse 4. Und wurde ausgezeichnet.

Als ich aus der Schule kam, sagte meine Mutter: »Hier in Riesa bleibste nicht. Hier gibt es keine großen Betriebe.« Doch ich wollte ins Stahlwerk oder in die Spinnerei. Meine Schwester, die in Chemnitz wohnte, schlug vor: »Ich nehme dich mit zu mir nach Chemnitz.« Also wohnte ich in Chemnitz bei meiner

Schulanfängerin um 1920

Schwester. Erst absolvierte ich meine Lehre und arbeitete dann bei »Reiniger«, einer Maschinenfabrik. Nach fünf Jahren sagt mein Vater: »Du kannst nach Hause kommen.« Dann arbeitete ich im Stahlwerk als Stoßer.

Schulanfänger um 1920

Mein erster Schultag.

Hütet euch vor dem Krieg

Gottfried Fiedler
geboren 1928

In unserer Freizeit spielten wir Riesaer Kinder gern auf der Straße. Ich wohnte am Käferberg, auf dem kaum Verkehr herrschte. Wir spielten Fußball und Handball. Nicht immer hatten wir einen richtigen Ball zur Verfügung, sondern benutzten, was sich gerade anbot. Unser Spiel »Mücke« hatten wir womöglich selbst erfunden. Nur wenige Riesaer kennen es. Jeder Mitspieler hielt einen Stock in der Hand und versuchte damit, ein angespitztes Stück Holz in die Luft zu bringen und von Mann zu Mann weiterzuschlagen.

Die Hitlerjugend organisierte Feldhandballspiele, wo wir gegen die Auswahl der Militärpioniere antraten. Wenn wir beim Spiel auf dem Kiesplatz hinfielen, steckten uns die Kiesel tagelang in der Haut. Wir achteten nicht darauf, so waren wir erzogen worden.

Im Sommer gehörte Schwimmen zu unseren Lieblingsbeschäftigungen. Bevor das Stadtbad gebaut wurde, gingen wir ins Elbebad. In einem mit Pontons abgegrenzten Bereich im Fluss durften wir Kinder baden, die guten Schwimmer trauten sich weit raus auf die Elbe.

Beim Schwimmen und Spielen vergaßen wir zuweilen die Zeit. Wenn wir nachmittags um drei Uhr Hunger bekamen, liefen wir nach Hause und riefen zur Mutter hinauf: »Schmeiß mal ‘ne Bemme runter!« »Nischt gibt’s«, rief sie zurück,

»dein Mittagessen steht noch in der Röhre!« Die Röhre war eine kleine Nische im Kaminofen mit einer eisernen Gittertür. Dort stellte meine Mutter das Essen zum Warmhalten hinein.

Im Winter liebten wir das Schlittenfahren. Die längste Rodelbahn der Stadt führte von der Goethestraße hinunter zur Brücke über die Jahna, bis in den Stadtpark hinein und über die Hauptstraße. Damit wir in einem Rutsch rodeln konnten, passte einer von uns auf, dass auf der Hauptstraße kein Auto fuhr. Wenn am Abend die Großen dazukamen, banden wir oft mehrere Schlitten aneinander. Die Kleinen saßen vorn, die Großen hinten. Dadurch nahmen wir richtig Geschwindigkeit auf.

Gemein war der Hang an der Gasanstalt. Beim Rodeln hatte ich dort viel Spaß. Doch bei

Auf dem Käferberg am Wasserturm

Steinhebe und Elbebad um 1920

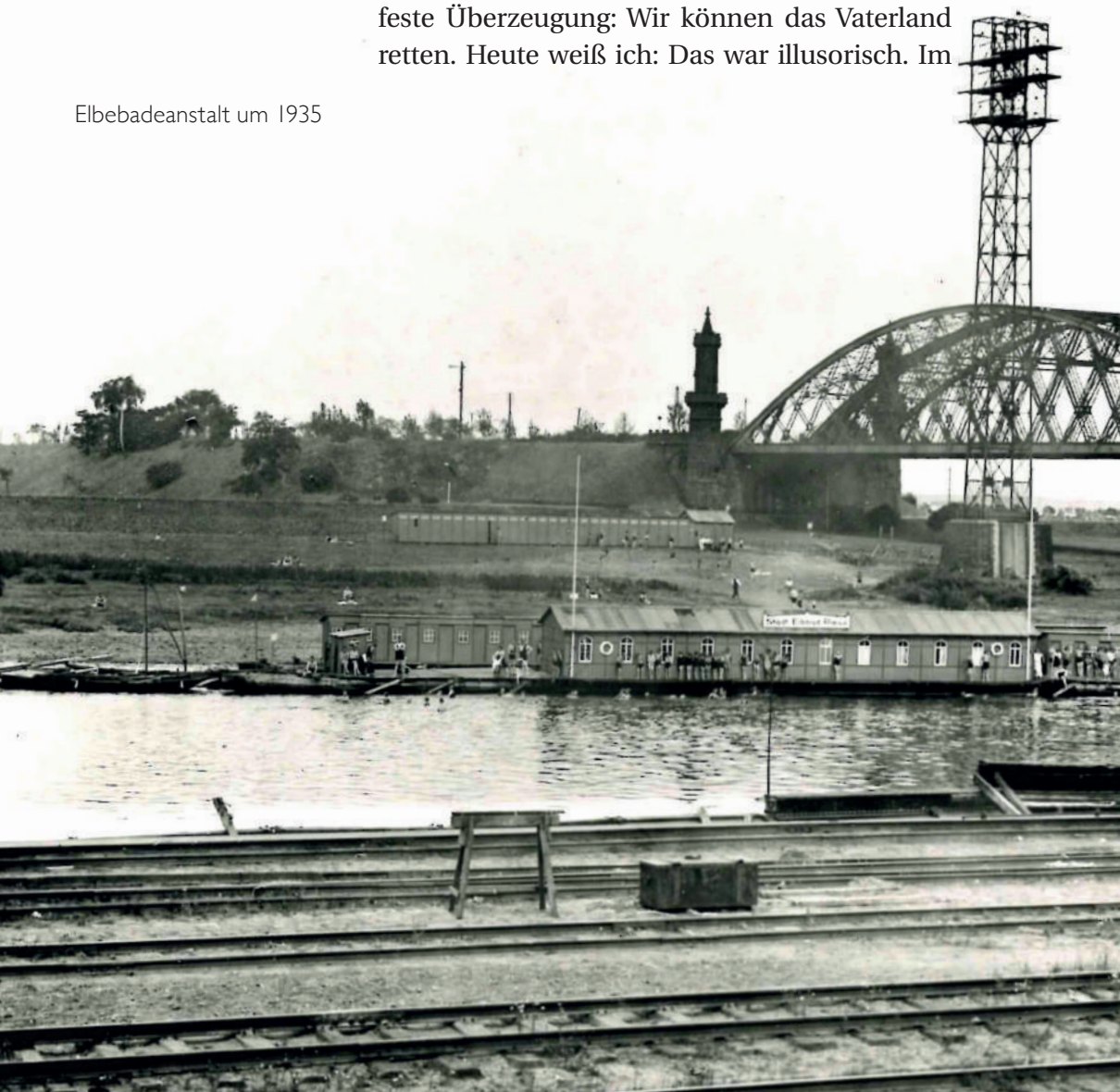
Rodelbahn Parkstraße in den 1950er Jahren

meiner Fahrprüfung 1944 bereitete er mir große Schwierigkeiten. Als Mitglied der Hitlerjugend durfte ich den Führerschein machen. Dass ich dies zur Vorbereitung für den Krieg tat, wusste ich nicht.

Bei der Fahrprüfung musste ich die Straße an der Gasanstalt hinauffahren und dafür in einen kleineren Gang schalten – ohne den Motor abzuwürgen. Eine riesige Herausforderung für mich jungen Burschen, ich war sechzehn Jahre alt!

1945 wurde ich eingezogen. Es herrschte die feste Überzeugung: Wir können das Vaterland retten. Heute weiß ich: Das war illusorisch. Im

Elbebadeanstalt um 1935



Februar wurde meine Einheit in Polen stationiert. Dann kam die Order, dass wir nach Dresden in die Unterkunft zurückkehren sollten. Doch weil die großen Bombenangriffe auf die Stadt stattfanden, fuhr unser Transportzug nach Riesa. Wir warteten auf dem Gleis und durften den Waggon nicht verlassen. Ich schaute aus dem Fenster und sah den Postboten, der in unserer Straße die Briefe ausgeteilt hatte. Als ich seinen Namen rief, kam er zum Zug. Ich sagte ihm, dass ich auf dem Weg nach Dresden war und wo sich meine Unterkunft befand. Er übermittelte die Nachricht an meine Eltern. Ich

freute mich, als sie mich noch am selben Abend besuchten und einen Pott Schokoladenpudding mitbrachten. Den aß ich sofort auf. Danach sah ich meine Eltern dreieinhalb Jahre nicht.

Natürlich gewannen wir den Krieg nicht. Ich kam nach Sibirien in Kriegsgefangenschaft. Drei Jahre leistete ich Zwangsarbeit bei Eiseskälte – die schlimmsten Jahre meines Lebens. Dort lernte ich, was Leben heißt; was Hungern ist, was Durst. Was Krieg bedeutet. Das braucht mir niemand erzählen.

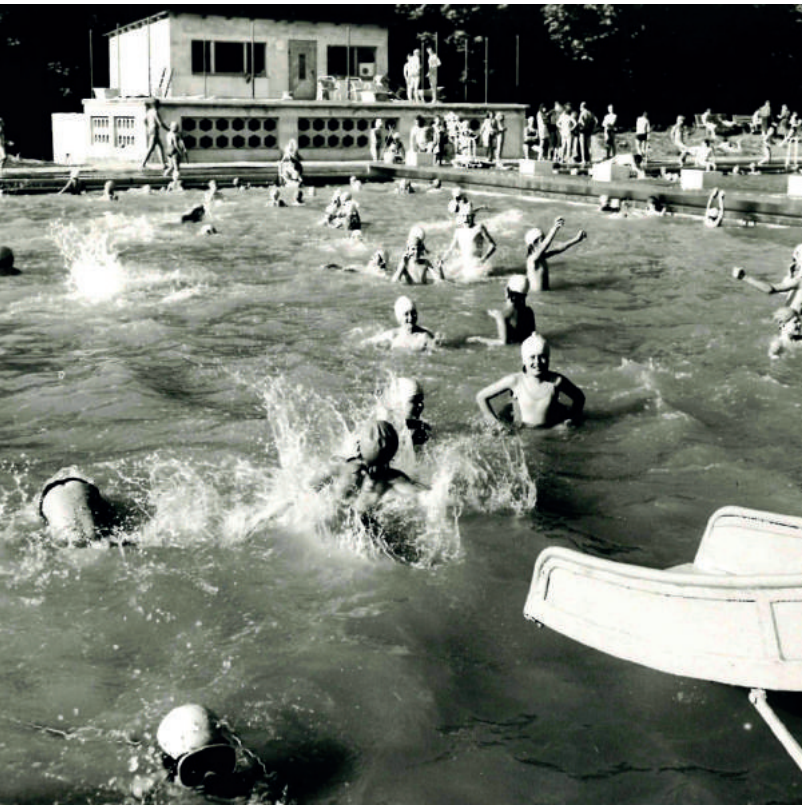
Im Lager schworen wir uns: Wer nach Hause kommt, der berichtet den Angehörigen der anderen, wo sie bleiben und wie es ihnen geht. Einer unserer Jungs starb im Lager. Als ich mit zwanzig nach Deutschland zurückkehrte, kam mir die traurige Aufgabe zu, seinen Eltern die Nachricht zu überbringen. Sie beschimpften mich, behandelten mich übel. Aber ich konnte nichts dafür, dass es gerade diesen Jungen getroffen hatte.

Heute sage ich allen, die es hören wollen: Hütet euch vor dem Krieg!

Eröffnung Stadtbad 1936

Riesaer Badefreuden

Sitzbereich Stadtbad 1980



Nichtschwimmerbecken Stadtbad 1978

Planschbecken um 1955

Elbebad um 1930

Elbebad um 1930

II. Kindheiten in Zeiten von Krieg und Flucht

Am 13. Februar 1945 blickten wir ungläubig gen Osten

Brigitte Schumann
geboren 1932

Mein Vater wurde 1939 zu Beginn des Krieges eingezogen, da war ich sieben Jahre alt. Meine Eltern besaßen ein Geschäft, in dem sie Kinderwagen und Korbwaren verkauften. »Körbchen Schumann« hieß es. In den ersten Kriegsjahren war mein Vater in unmittelbarer Nähe von Riesa stationiert. Gegen Kriegsende musste er gen Osten ausrücken. So führte meine Mutter das Geschäft und zog mich allein auf. Schließlich bekamen wir die Nachricht, dass mein Vater vermisst wurde. Wir hörten nie wieder von ihm, er kehrte nicht zurück.

Wir wohnten an der Hauptstraße. Hinter unserem Haus befand sich ein Kindergarten, den ich als kleines Mädchen besuchte. Vom Fenster unseres Hauses aus sah ich die älteren Jungen auf dem Platz spielen. Ich musste zu Hause bleiben. Dafür durfte ich meine Schulfreundinnen nach Hause einladen. Wir feierten Kindergeburtstag oder verkleideten uns zum Fasching. Dafür genügten uns einfachste Mittel, Bettlaken oder alte Kleider meiner Mutter.

Zwei Häuser von unserem Geschäft entfernt befand sich der Laden des Goldschmieds, er hieß ebenfalls Schumann. Das sorgte für Verwirrung und so wurde im Volksmund zwischen Korbschumann und Goldschumann unterschieden.

Ich kam sehr früh in die Schule, 1938 im Alter von fünf und einem dreiviertel Jahr, denn die Einschulung wurde bereits kurz nach Ostern gefeiert. Auf die Pestalozzi-Schule gingen lediglich Mädchen. Ab der fünften Klasse besuchte ich die Oberschule. Gegen Kriegsende mussten wir stundenweise in eine Schule nach Gröba. Der kürzeste Weg dorthin führte über eine Art Blechbrücke am Bahnhof. Wenn bei Bombenalarm die Sirenen losheulten, mussten wir uns beeilen, um in die Luftschutzräume zu kommen.

Als sich das Ende des Krieges abzeichnete, rückten im Westen die Amerikaner vor, im Osten

»Korbwaren Schumann« feiert 90-jähriges Bestehen, 1953

An der Hauptstraße Ecke Dr.-Scheider-Straße

die Russen. Da Riesa Brückenkopf werden sollte, wurde die Bevölkerung aufgerufen, die Stadt zu verlassen. Viele Riesaer machten sich auf den Weg Richtung Westen und liefen den Amerikanern in die Arme. Wir blieben. Meine Mutter kümmerte sich um das Geschäft. Wir legten uns einen Plan zurecht: Wenn jemand in unser Haus eindringen sollte, würden wir schnell über unsere Dachterrasse zu unseren Nachbarn hinüberwechseln – indem wir auf einen Stuhl kletterten, übers Dach stiegen, auf der anderen Seite über den Zaun und runter auf die Straße sprangen. In unserer Nachbarschaft hielten wir fest zusammen.

Am 13. Februar 1945 standen wir alle nachts bei Fliegeralarm im Hof des Hauses und blickten ungläubig gen Osten. Der Himmel färbte sich blutrot, als würde die Sonne aufgehen. Es war zehn Uhr abends und der Beginn der Bombardierung Dresdens.

Nach Kriegsende fand für längere Zeit kein Unterricht statt. In unserer Oberschule gab es kaum einen Lehrer, der nicht auf irgendeine Weise mit der NSDAP verbunden gewesen war. Lediglich eine Frau und ein Mann blieben nach der Entnazifizierung übrig.

Riesa stand nun unter russischem Kommando. Zeitweise herrschte mit Einbruch der

Dunkelheit Ausgangssperre. Wer einen guten Grund hatte, während dieser Ausgangssperre unterwegs zu sein, bekam eine Armbinde. Dadurch wussten die Soldaten, dass man nichts Verbotenes tat.

Als die Schule wieder anfing, litt die Qualität des Unterrichts: Wir wurden in den Räumen der Handelsschule unterrichtet und vermissten unser altes Klassenzimmer. Die Neulehrer taten uns oft leid. Sie waren kaum älter als wir und sollten uns etwas beibringen. Viele scheiterten. Sobald die Schüler merkten, dass ein Lehrer keine Autorität besaß, nutzten sie das gnadenlos aus.

Meine Klasse bestand vor allem aus Mädchen. Bei uns hatten es die Lehrer leichter. Vor unserer Parallelklasse hingegen fürchteten sie sich. Wenn es gar nicht mehr ging, holten sie sich Hilfe beim Schulhausmeister. Der nahm sich der besonders schwierigen Fälle an und ließ sie im Keller Kohlen schippen. Es gab einen jungen Lehrer, den wir alle bewunderten. Er besetzte schon bald die Position des Schulleiters. Leider verstarb er früh.

Unserem Klassenzusammenhalt schadete dieses Auf und Ab jedoch nicht. Im Gegenteil. Wir treffen uns immer noch. Zum letzten Treffen kamen zwanzig ehemalige Schülerinnen und Schüler oder Angehörige.

Sobald ich konnte, verdiente ich mein eigenes Geld. Ich schloss mich dem Kirchenchor an. Fürs Singen auf Trauungen, bei Gottesdiensten und bei Taufen bekam ich zwanzig Pfennig. Von meinem ersten Geld kaufte ich meiner Mutti eine silberne Nadel, die sie immer in Ehren hielt.

Nach der Schule beschloss ich zu studieren. Ich träumte davon, als Apothekerin zu arbeiten. Leider ließ man mich nicht zum Studium zu, denn die Plätze gingen zuerst an Kinder von Arbeiter- und Bauernfamilien. So begann ich, ohne Ausbildung in einer Apotheke zu arbeiten. Später gelang es mir, den Abschluss als Apothekenassistentin zu machen. So klappte es mit meinem Wunschberuf.

Bei meiner Einschulung sah ich Vater zum letzten Mal

Annelies Budszus
geboren 1935

Meine Kindheit verbrachte ich in einem kleinen Haus im Riesaer Ortsteil Merzdorf. Dort wohnte ich mit meinen Eltern, meinen zwei jüngeren Brüdern und den Großeltern. Die Tage empfand ich oft als trostlos. Meine Eltern schlossen uns Kinder ein. »Das Hoftor bleibt zu«, sagten sie. Zum Spielen gab es für uns einen Sandhaufen, sonst nichts. Manchmal durften wir raus auf den Fußweg, dann spielten wir »Huppe«, ein Hüpfspiel. Nach kurzer Zeit hieß es: »Reinkommen!« Und sie schlossen das Tor wieder zu.

Wenn meine Mutter einkaufen ging, passte ich auf meine Brüder auf. Sie waren drei und sieben Jahre jünger als ich. Kaum schloss Mutter die Tür, begann der mittlere Bruder mit den Dummheiten. Ich spielte mit dem Baukasten, er saß daneben und sah zu. Doch jedes Mal, wenn ich etwas aufbaute, zerstörte er alles und lachte. Einmal hielt ich es nicht mehr aus. Ich wollte mich wehren und hieb ihm ins Gesicht. Seine kleine Nase blutete. Ich wusste, was mir bevorstand. Als meine Mutter heimkam, lief mein Bruder zu ihr: »Sie hat mich geschlagen, sie hat mich geschlagen!« Erklärungen halfen nicht, auch das wusste ich. Meine Mutter schlug mich. Im Abstellraum hing ein Ochsenziemer, damit drosch sie auf meine Beine, bis sie Striemen hatten.

Meine Mutter schlug mich häufig. Ich bekam die Prügel, nie meine Geschwister. Ich fragte mich, ob es an mir lag. Oder konnte sie mich schlicht deshalb nicht leiden, weil ich kein Junge war? Sie hatte nur Augen für ihre Söhne. Ich musste arbeiten, war das Aschenputtel. Trotzdem mochte ich meine Brüder. Sie traf keine Schuld, wenn ich bestraft wurde.

Mein Vater konnte mir nicht helfen. Die Wehrmacht zog ihn zu Beginn des Krieges ein, als ich gerade vier Jahre alt war. Bei meiner Einschulung 1941 sah ich ihn zum letzten Mal. Er kam hungrig von der Front, saß in der Küche und plünderte meine Schultüte. »Lass das, das ist nicht deins!«, herrschte meine Mutter ihn an. Da sagte ich: »Lass ihn doch essen, er muss ja wieder in den Krieg.« Nach ein paar Tagen ging er zurück und kam nicht wieder. »An der Front vermisst«, hieß es.

Ab 1943 herrschte regelmäßig Fliegeralarm. Ich besuchte die Schule in Gröba. Wenn die Sirenen losheulten, schickte unsere Lehrerin uns in den Keller der Schule. Als es richtig gefährlich wurde, sagte sie: »Wer heim will, kann jetzt gehen.« Ein paar Mitschüler und ich wohnten nicht weit entfernt und so machten wir uns auf den Weg. Auf der Höhe der Seifenfabrik sah ich die Flieger tief am Himmel, wie

sie silberne Streifen abwarfen. Ich rannte wie ein Hase und kam völlig aus der Puste zu Hause an. Eine schreckliche Erfahrung. Als die Luftangriffe auf Dresden stattfanden, hörte ich die ganze Nacht das Wummern. Der Himmel leuchtete rot.

Einmal half mir meine Großmutter als ich für das Missgeschick meines Bruders wieder Prügel bezog. Ganz in der Nähe unseres Hauses floss die Döllnitz. Im Winter fror sie fast zu. Die Kinder aus dem Dorf zogen ihre kleinen Schlitten, die sogenannten Eisröschen, hinunter zum Hafen. Dort wird der Fluss breiter, bevor er in die Elbe mündet. Es entstand eine schöne Eisfläche. Auch wir durften dorthin. Mein Bruder bekam sogar ein Eisröschen. »Aber macht ja keine Dummheiten! Wehe, wenn ihr einbrecht!«, gab meine Mutter uns mit auf den Weg. In der Mitte der Eisdecke befand sich eine kleine Lücke. Das Wasser darunter ging uns nur bis zu den Knien, aber die Strömung war stark. Mein Bruder zog fröhlich mit seinem kleinen Schlitten über das Eis. Er kam der Lücke gefährlich nahe, sein geliebter Schlitten rutschte in das Eisloch und blieb darin stecken. Als ich das sah, rief ich: »Warte, ich hol einen Rechen. Ich hol auch den Opa, dann holen wir deinen Schlitten raus.« Doch mein Bruder war schon

auf und davon, um seinen Schlitten selbst zu befreien. Nach ein paar Schritten auf dem dünnen Eis brach er ein. Vollkommen durchnässt kehrten wir nach Hause zurück. Ich bekam die Schuld und eine fürchterliche Tracht Prügel. Bis meine Großmutter es nicht mehr ertrug, aufstand und meine Mutter zurechtwies: »Schlag doch nicht immer das Mädel!«

Leider blieb mir meine Großmutter nicht lange als Beschützerin erhalten. Als mein Großvater 1946 im Sterben lag, setzte sich meine Großmutter neben ihn aufs Bett. Ich stand am Fußende und hörte sie sagen: »Emil, wenn's schön ist, holst du mich zu dir.« Er sah sie an, dann starb er. Meiner Großmutter ging es gut, sie hatte keinerlei körperliche Beschwerden. Trotzdem dauerte es nur zwei Monate, bis auch sie starb. An seinem Geburtstag im März holte mein Großvater sie zu sich.

Nun hatte ich außer meiner Mutter und meinen Brüdern niemanden mehr. Bergauf ging es erst wieder, als meine Mutter das zweite Mal heiratete. Im Jahr 1947 lernte sie einen ehemaligen Landarbeiter kennen, der bald unser Stiefvater wurde. Als er eines Tages den Ochsenziemer im Abstellraum hängen sah, fragte er meine Mutter: »Was ist denn das hier?« Sie antwortete: »Damit kriegen die eins auf die

Beine, wenn sie nicht hören.« Mein Stiefvater reagierte prompt: »Das kommt weg!« Danach bekam ich den Schlagstock nie wieder zu spüren. Ich war meinem Stiefvater sehr dankbar dafür.

Mein Stiefvater sorgte für uns. Er war ein Neubauer geworden. Nach dem Krieg hatten die Besatzer die Rittergüter aufgeteilt. Wer sich in der Lage fühlte, Landwirtschaft zu betreiben, dem wurden fünf Hektar Land, ein Zugtier und etwas Vieh zugewiesen. Als Gegenleistung mussten die Neubauern einmal pro Jahr Abgaben an den Staat zahlen. Diese zu erwirtschaften war schwer und mein Stiefvater gab die Neubauernstelle auf. Wir zogen von Merzdorf nach Laas. In Cavertitz, arbeitete er fortan auf einem Volksgut als Landarbeiter. Ich half auf dem Feld, ging morgens das Vieh füttern und mistete die Ställe aus. Niemand fragte, wie alt ich war. Die Schule in Cavertitz, auf die ich ging, hing mit dem Stoff weit hinter meiner ehemaligen Schule in Gröba zurück. Vieles konnte ich schon. So hatte ich Zeit, meinem Stiefvater zu helfen. Das machte mich stolz und freute ihn.

Meine Mutter machte das Bauernleben nicht lange mit. Sie sagte, sie sei nicht für die Landwirtschaft geschaffen und blieb zu Hause.

Auch nach der Schule arbeitete ich bei einem Bauern. Die harte Arbeit dort hinterließ Spuren. Es ging mir körperlich zusehends schlechter. Außerdem war die Versorgung mit Lebensmitteln schlecht. Jeden Tag aßen wir das Gleiche: morgens Mehlsuppe mit eingebröckeltem Brot, mittags Kartoffeln und Pökelbraten, abends eine Schnitte. Eine Ärztin warnte meine Mutter: »Nehmen sie ihre Tochter aus der Landwirtschaft.« Irgendwann erkrankte ich so schwer, dass ich nicht mehr arbeiten konnte. In dieser Zeit sprach mich ein ehemaliger Lehrer an. Er bot an, mir das Maschineschreiben beizubringen. Ich nahm an und lernte fleißig.

Mein Elternhaus verließ ich 1952, um auf eigenen Beinen zu stehen. Meine Stelle begann am 11. Januar, mein erstes Gehalt sollte ich am 19. erhalten. Ich besaß nichts, doch ich glaubte, dass ich diese acht Tage über die Runden kommen würde. Aber am 19. kam kein Geld. »Erst im neuen Monat«, hieß es. Meine Mutter interessierte das nicht. Sie kam nicht auf den Gedanken, mich zu fragen, ob das Geld reichte. Nur mein Stiefvater kümmerte sich: »Brauchst du Geld?« Obwohl er so gut wie nichts besaß, gab er mir sein Erspartes. Das werde ich ihm nie vergessen.

Wenn ich auf etwas stolz bin, dann darauf, dass ich trotz der Umstände, unter denen ich aufwuchs, nie verbitterte. Meinen kleinen Bruder vermisse ich sehr. Ich wünschte, er wäre noch am Leben. Er hätte mir jetzt, wo ich alleine bin, bestimmt viel Kummer abgenommen.

Döllnitz am Merzdorfer Teich

Wir gingen zu Fuß über die deutsche Grenze und wurden in Güterwagen verladen

Margarete Büttner
geboren 1930

Ich kam 1945 mit meiner Mutter nach Pochra, einem Ortsteil von Riesa. Wir waren schlesische Flüchtlinge und besaßen nichts als die Kleider, die wir am Leib trugen.

Von zu Hause waren wir in den Sudetengau geflüchtet. Zuvor hatte ich die Notkonfirmation abgelegt. Meine Großmutter starb auf der Flucht im Alter von sechzig Jahren. Sie hatte im Winter auf dem Kutschwagen gesessen und sich eine Lungenentzündung geholt. Aus dem Sudetengau wurden meine Mutter und ich vertrieben. Acht Wochen lebten wir auf einem schlesischen Gut. Schlesien war inzwischen von den Russen besetzt. Sie behandelten uns gut. Ich arbeitete in der russischen Kommandantur und kümmerte mich um das Essen. Dann kamen die Polen, die in Schlesien angesiedelt wurden. Sie waren rabiat und nahmen uns alles weg, unsere Pferde, den Traktor. Schließlich mussten wir das Gut verlassen. Wir gingen zu Fuß über die deutsche Grenze und wurden in Güterwagen verladen. So landeten wir in Riesa.

Eigentlich sollten wir nach Mecklenburg umgesiedelt werden. Da meine Mutter aber schwer krank war, konnten wir nicht weiter ziehen. In Riesa wurden wir nicht freundlich aufgenommen, aber wir erhielten Quartier und

kamen bei einer Familie unter. Der Mann war noch im Krieg, die Frau hatte vier Kinder. Wir schliefen auf dem Dachboden im Stroh, und bekamen zu Essen. In Mecklenburg hätten wir Lebensmittelkarten bekommen, in Sachsen erhielten wir keine. So war das Essen immer knapp und ich ging im Dorf betteln. Auf einem der Höfe wollte mir der Bauer Quark geben, aber davor ekelte es mich. Ich lehnte ab. Da machte der Bauer die Hunde los und hetzte sie auf mich. Dorthin ging ich nie wieder.

Später lernte ich, Quark zu essen. Ich kam in einem Haushalt in Stellung, in dem oft Quark gegessen wurde. Meine Chefin saß neben mir und sagte: »In den schlechten Jahren musst du das essen, was auf den Tisch kommt.« Ich streute viel Salz über den Quark und aß den Teller schließlich leer.

In Pochra zogen meine Mutter und ich oft um. Sie arbeitete bis zur Rente als Näherin in einem Riesaer Geschäft. Immer teilten wir uns nur ein Zimmer und schliefen gemeinsam in einem Bett. Ich war ein junges Mädchen, gerade fünfzehn Jahre alt. Ich wollte tanzen gehen, aber das ging nicht.

Um Geld zu verdienen, kam ich in Merzdorf in einem Haushalt als Kindermädchen unter, später wechselte ich in einen Geschäftshaus-

halt nach Riesa. Dort gefiel es mir. Ich bewunderte die Menschen – wie schön sie angezogen waren. So wollte ich auch sein.

Ich beschloss, einen Beruf zu lernen. In Schlesien hatte ich die achte Klasse abgeschlossen, aber kein Zeugnis erhalten. Ich schrieb meinem Klassenlehrer und er stellte mir eine schriftliche Bestätigung aus. 1950 erhielt ich zwei Angebote für eine Lehre: als Traktorist und als Taxifahrer. Dann sprach mich ein Lehrer an: »Wir kriegen unsere Steno-Klasse nicht voll. Es ist die erste in der Deutschen Demokratischen Republik.« Ich fragte: »Und wovon soll ich leben?« »Du kriegst ein Stipendium. 125 Mark.« Das war viel Geld, also machte ich es.

Das Maschineschreiben fiel mir schwer. Mit meinen kleinen Fingern konnte ich die Tasten nicht herunterdrücken. Nach einem halben Jahr kam die Prüfung. Ich schaffte sie nicht. In anderen Fächern war ich besser. Dadurch glich ich die schlechte Note aus und bekam den Abschluss.

Zuerst arbeitete ich im Büro im Stahlwerk. Doch ich war schwer enttäuscht. Die Arbeit im Büro lag mir nicht. Im Maschineschreiben war ich zu langsam. Stand jemand hinter mir, wurde ich nervös und machte Fehler. Ich gab mir Mühe, aber es wurde nicht besser. Das war

schlimm. Mein Chef wurde verrückt. Einmal schmiss er seinen Aktenkoffer hinter mir her. Da floh ich zur Tür hinaus.

Ich biss mich durch, heiratete, bekam vier Kinder. Eines starb als Säugling. Da wir nach der Geburt eines Kindes nur sechs Wochen von der Arbeit freigestellt waren, mussten die Kinder früh in die Kindereinrichtung gebracht werden. Bei drei Kindern war das nicht zu schaffen, denn ich musste um sieben auf Arbeit sein und jeden Tag um fünf Uhr raus. Ich wechselte in den Vierschicht-Betrieb im Büro. Die Arbeit war abwechslungsreicher. Ich musste nicht Stenografieren und keine Diktate aufnehmen. 29 Jahre lang arbeitete ich im Vierschicht-Betrieb. Wenn heute gesagt wird: »Vier Schichten sind ungesund«, dann sage ich nur: »Schau mich an!«

»Ihr gehört nicht hierher!«

Ingrid Ruppert
geboren 1938

Ich wurde 1938 in Ostpreußen geboren. Mit sechs Jahren begann meine Schulzeit, doch ich erlebte keine Einschulung im heutigen Sinne. Es herrschte Krieg. Wir bekamen weder eine Schultüte, noch feierten wir ein Fest. Meine Mutter drückte mir einfach ein paar Mark in die Hand. Ich durfte mir davon am Ende des ersten Schultags etwas im Dorfladen kaufen. Mein Vater war Soldat im Krieg. Nur ein paar Monate später mussten wir, meine Mutter und ihre vier Kinder, umsiedeln – wie viele andere auch Richtung Westen.

Im November 1944 erreichten wir Blattersleben und ließen uns dort nieder. Ein Jahr später kam mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Endlich führten meine Mutter, meine beiden Brüder, meine Schwester und ich wieder ein normales Familienleben.

Die Landschaft um das Dorf empfand ich als wunderschön. Wohin ich auch sah, lagen Berge und Wälder. Das Panorama war genauso ansehnlich wie jedes Postkartenmotiv aus Bayern. Neben Feldern erstreckten sich Obstplantagen, im Mai blühten die Apfelbäume. Später schrieb ich eine Liste mit den schönsten Orten, die ich erkundete. Im Dorf gab es für uns Kinder viel Platz zum Spielen. Während der Osterzeit bauten wir uns aus Stroh und Heu kleine Osterha-

sennester. Wir standen an der Straße, warteten auf den Heuwagen und hofften, dass er etwas Heu verlieren würde. Das klappte jedoch nur selten. Als uns der Heuwagen wieder einmal enttäuschte, tat ich etwas Riskantes: Ich sprang wagemutig auf den fahrenden Wagen, um auf eigene Faust Heu zu ergattern. Ich rutschte ab, fiel runter und der Hinterreifen rollte über meinen Arm. Ehe ich mich versah, lag ich im Krankenhaus.

Manch einer versuchte, meine wunderschöne Kindheit in Blattersleben zu trüben. Einmal kletterten meine beiden Brüder an den Hängen der Umgebung und ich passte auf sie auf. Mehrere Jungen kamen dazu und lachten über ihre Versuche. Einer von ihnen sagte zu meinen Brüdern: »Ihr gehört nicht hierher! Euch hat doch der Esel im Galopp verloren.« Damals verstand ich diese Worte nicht, doch je älter ich wurde, desto öfter dachte ich an sie zurück. Kinder lassen sich Sprüche wie diesen nicht einfallen, sie schnappen sie von anderen auf, wahrscheinlich von ihren Eltern.

Nach zehn Jahren zogen wir nach Riesa. Wenn mich dort jemand fragte, wo ich herkam, sagte ich: »Ich habe meine Kindheit in Blattersleben verbracht.« Die Leute sagten: »Blattersleben? Das habe ich noch nie gehört.« Ich erklärte

lächelnd: »Das ist dort, wo der Wagen mit dem frischen Obst herkommt« – und meinte den Transporter des Obsthofes »Ibisch«.

Kurz vor meinem achtzigsten Geburtstag erzählte ich einem Herrn von meinem Heimatort. Er war begeistert. Und weil ich mir wünschte, das Dorf noch einmal zu bereisen, kam er auf eine Idee: »Ich könnte mit Ihnen fahren.« Bald darauf zeigte ich ihm die Orte meiner Kindheit. Dabei kamen wir an der alten Gaststätte vorbei, die von den Anwohnern mittlerweile zu einem schönen Gemeindehaus umfunktioniert worden war. Der ehemalige Besitzer erkannte mich, ebenso alte Freunde und Bekannte aus der Gegend. Warum feiere ich meinen Geburtstag nicht in Blattersleben?, fragte ich mich. Mit Hilfe meiner alten Bekannten, meiner Kinder und Enkelkinder wurde dieser Wunsch Realität – ein unvergesslicher Tag!

Und ich fasste einen Entschluss: Wenn ich meinen Haushalt nicht mehr führen kann, ziehe ich zurück nach Blattersleben.

Als die Flüchtlinge aus dem Osten ankamen, musste jede Familie ein Zimmer abgeben

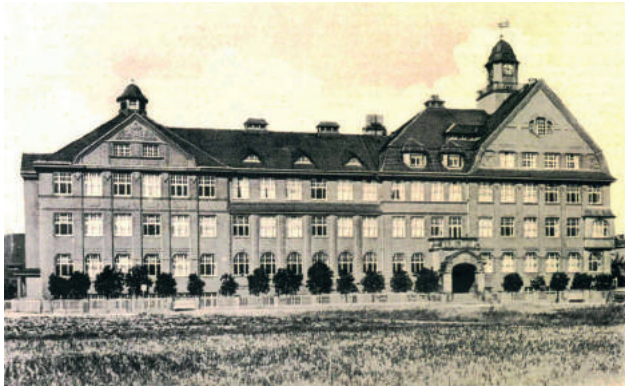
Gisela Haubold
geboren 1942

Die Geschichte unserer Familie stand von Anfang an unter einem unglücklichen Stern: In den beiden Weltkriegen starben viele meiner Onkel und Großonkel, mein Vater kehrte gehbehindert aus dem Zweiten Weltkrieg zurück. Er war das jüngste von dreizehn Kindern.

Ich wurde 1942 in Riesa geboren. Fast zur gleichen Zeit starb mein elf Monate älterer Bruder an einer Lungenentzündung. Meine Eltern empfanden eine doppelte Enttäuschung – sie hatten sich einen Jungen gewünscht, bekamen jedoch nur ein Mädchen. Zum Glück wurde das nächste Kind wieder ein Junge.

Wir lebten in einem Haus mit vier Familien. Als die Flüchtlinge aus dem Osten in Riesa ankamen, musste jede Familie ein Zimmer abgeben. Zuerst zog eine Mutter mit Kind zu uns. Sie besaß nur einen Strohsack zum Schlafen, sonst nichts. Viele Umsiedlerkinder kamen in unsere Nachbarschaft, aber sie störten uns nicht. Wir hielten zusammen und teilten die Ernte aus dem Garten, Kleidung, Stelzen, Springseile und Murmeln. Wir stellten viel gemeinsam an, stahlen Pflaumen und stopften sie uns in die Backen, spielten Zirkus, buddelten Löcher.

Einmal, nachdem es geregnet hatte, waren wir auf der Bahnhofstraße unterwegs. Wir rasten über das Pflaster durch die Pfützen, sodass es



Pestalozzischule um 1912

ordentlich spritzte. Fast am Bahnhof angekommen, hörte ich plötzlich etwas Seltsames und blieb stehen. Zum ersten Mal sah ich einen Flüchtlingstreck. Das waren Massen: Pferdewagen mit verbogenen, eiernden Rädern; Kinder auf Armen, Kinder auf Rücken; alte, gebeugte Frauen mit Kopftüchern. Manche schlurften zu Fuß, andere quetschten sich auf einem Wagen zusammen. Am Bahnhof sah ich den Zug. Er war völlig überfüllt. Einige saßen auf dem Dach und hielten sich gegenseitig fest.

In den ersten Jahren nach dem Krieg erhielten die besonders dünnen Kinder Extrarationen Essen. Mein Bruder und ich gehörten dazu. Mittags gingen wir zur Siedlung »Neue Hoffnung«, wo wir mit Haferflocken, Graupen oder Kraut

Bahnhof Riesa um 1940

Knabenschule mit Hof

versorgt wurden. Aber mein Bruder vertrug das Essen nicht. Sobald wir die Siedlung verließen, erbrach er es wieder.

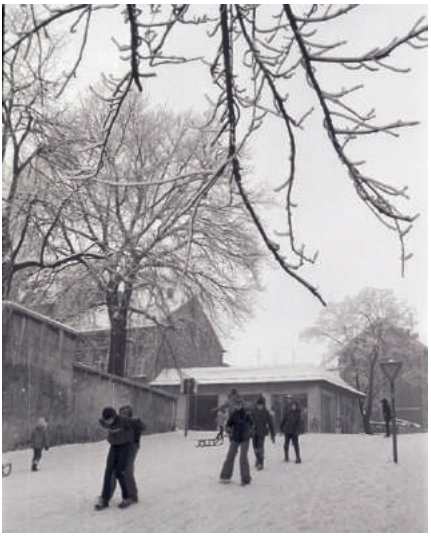
Ich kam 1948 in die Schule. Viele der Flüchtlingskinder waren älter als sechs Jahre, als sie eingeschult wurden. Dennoch herrschte unter uns große Solidarität. Die Lehrer waren sehr streng und langten oft hin. Wer im Unterricht lachte, wurde sofort vor die Tür geschickt.

In Riesa gab es die Pestalozzi-Schule für Mädchen, eine andere für Jungen. In der ersten Klasse waren wir 46 Mädchen. Ab dem zweiten Schuljahr wurden die Klassen gemischt und die Jungen kamen dazu. Mit ihnen begann die Zeit der Kinderstreiche. In der ersten Klasse schrieben wir noch mit Kreide auf Schiefertafeln, ab der zweiten mit Tinte und Papier. Die Jungs kippten die Tinte dem Vordermann über den Kopf, weil das die Haare so schön blau färbte. Manchmal warfen die Jungs mit einem Ruck unsere gesamte Sitzreihe um. Da lagen wir Mädchen. An diese Streiche erinnere ich mich noch heute.

Winterspaß in Riesa

Eisbahn im Stadtbad

Bau der Eisbahn im Stadtbad



Schlittenfahrt an der Gasanstalt um 1975

Skilanglaufwettbewerb 1962

III. Kindheiten nach dem Krieg und in der jungen DDR

Es gab nur Mutter, Großmutter, Tante und mich

Christel Wetterich
geboren 1943

Ich wuchs in einem großen Bauernhaus in der Meißner Straße in Alt-Riesa auf. Es wurde von meinem Urgroßvater erbaut, der als Zimmermann arbeitete, obwohl in dieser Gegend traditionell vor allem Landwirte lebten. Mein Vater und der Bruder meiner Mutter fielen im Krieg, mein Großvater starb kurz nach meiner Geburt. Von da an gab es nur meine Mutter, meine Großmutter, meine Tante und mich.

Ich liebte das Leben in unserem Bauernhaus und die Nähe zur Natur. Keiner fragte, wo ich mich aufhielt, alle wussten, dass ich draußen unterwegs war. Wir aßen, was in unserem großen Garten wuchs. Abends nähte meine Großmutter, ich sah ihr dabei zu. Es war nie einsam im Haus. Da ich ohne Vater aufwuchs, schickte mich meine Familie in den Kindergarten. Nach zwei Wochen kam ich zu dem Schluss, dass ich meine Zeit lieber zu Hause verbrachte. So verließ ich den Kindergarten, ohne jemandem Bescheid zu sagen, und kehrte nach Hause zurück. Das sorgte für Aufregung. Einen Kindergarten besuchte ich danach nie wieder.

Unser Leben fand draußen statt. Von morgens bis abends spielten wir auf der Straße. Autos gab es bei uns nur wenige. Ab und an zog ein Pferdefuhrwerk vorbei. Ansonsten hatten wir die Straße für uns.

Unter uns Kindern herrschte große Solidarität. Jeder spielte mit jedem, die Bauernmädchen mit den Umsiedlerjungen, die Söhne der Mägde mit den Töchtern der Handwerker. In unserer Truppe gab es ein Mädchen, dessen Großvater eine Fahrradwerkstatt betrieb. Wenn dort ein paar Räder herumstanden, weil sie gerade repariert worden waren, durften wir diese »probefahren«.

Oft saßen wir wie die Orgelpfeifen auf dem Fensterbrett des Schaufensters im Ladengebäude unseres Grundstücks und spielten »Taler, Taler, du musst wandern« – bis meine Oma mich zum Abendessen rief.

Unsere liebsten Spiele waren Völkerball und »Schweinetreiben«. Letzteres war ebenfalls ein Ballspiel, bei dem sich zwei Mannschaften auf der Straße gegenüberstanden. Zwischen beiden wurde eine Linie gezogen und der Ball im Wechsel möglichst weit in die gegnerische Mannschaft geworfen. Fing diese ihn nicht, musste sie bis zu dem Punkt zurückweichen, wo der Ball aufgesetzt war. Es gewann die Mannschaft, die zuerst die Mittellinie überquerte und im gegnerischen Feld stand.

Auch sonst waren wir bei den Spielen äußerst erfinderisch. So brachte immer wieder einer von uns ein neues Spiel mit.

Ein Moment meiner Kindheit prägte sich mir besonders ein. Ich besaß ein Springseil. Meine Mutter hatte es mir eigenhändig aus einem Strick geflochten und an den Enden zwei Klammern befestigt. Ich war stolz auf mein geliebtes Springseil und nahm es überall hin mit. Das wurde mir beinahe zum Verhängnis. Im Sommer schlenderten wir durch die Obstgärten der umliegenden Bauern. Eines Tages kamen wir zum Bauern in Poppitz und nahmen von dem einen und dem anderen Baum Kirschen mit. Später kletterten wir auf einen der Kirschbäume und setzten uns auf einen Ast. Da sahen wir, wie der Besitzer auf dem Fahrrad um die Ecke kam. Helle Panik brach aus, denn wir wussten, dass wir es mit dem Bauern unter gar keinen Umständen verscherzen durften. Wir sprangen vom Ast und rannten wie ein Schwarm aufgescheuchter Hühner davon. Dabei verlor ich mein Springseil. Weil ich so große Angst vor dem Mann hatte, traute ich mich nicht dorthin zurückzukehren und es mir abzuholen.

Auch vor einem Bauunternehmer hatten wir fürchterlichen Respekt. Auf seinem Lagerplatz spielten wir gern, am liebsten Verstecken. Der Garten lag voller Bauholzstapel und eignete sich außerordentlich gut für unsere Zwecke. Leider gefiel das dem Bauunternehmer nicht,

sodass er uns unter Gezeter von seinem Besitz jagte.

1949 fand meine Einschulung statt. Ich ging auf die Karl-Marx-Schule. Im Riesaer Stadtgebiet gab es zwei Schulen, deren Einzugsgebiete räumlich getrennt waren. Die Kinder, die in der Nähe des Zentrums wohnten, kamen auf die Pestalozzischule, die anderen auf die Karl-Marx-Schule. Dadurch begegneten wir in der Schule den Kindern, mit denen wir auf der Straße spielten.

Einer meiner ersten Lehrer entstammte noch der alten Zeit. Er besaß eine verschnörkelte Handschrift, die mit jedem Poesiebucheintrag konkurrieren konnte. Jeden Morgen, wenn er in den Klassenraum kam, holte er zu allererst seine Geige aus dem Schrank und spielte »Am Brunnen vor dem Tore«. Wir standen ehrfürchtig vor diesem alten Herrn und versuchten, die Melodie zu summen oder zu singen. Einmal kamen die Jungen auf die Idee auszuprobieren, ob sie die Geige nicht auch so schön spielen könnten. Vor dem Unterricht gingen sie an den Schrank und holten die Geige hervor. Sie versuchten die Saiten zu spannen, drehten an den Streckschrauben herum und rissen mit dem Bogen an den Saiten, bis sie sich lösten. Am Ende legten sie das malträtierte Instrument wieder zurück.

Jahnalauf am Poetenweg um 1910

Als der Lehrer die Geige fand, blieb er ganz ruhig. Er erklärte traurig, dass er nun nicht mehr mit uns singen könne und die Geige mit nach Hause nehmen müsse. Strafen gab es keine. Die enttäuschten Worte des Lehrers waren für uns schlimm genug.

Damit wir gute Leistungen im Kopfrechnen erbrachten, hatte sich unser Mathelehrer ein Spiel ausgedacht. Wir saßen auf unseren Stühlen und er stellte eine Aufgabe. Wer sie richtig beantwortete, durfte sich hinstellen. Bei der nächsten richtig gelösten Aufgabe durften wir auf den Stuhl steigen, dann auf den Tisch. Ich schaffte es oft bis auf die Schultern des Klassenlehrers, wo am Ende des Spiels der Gewinner saß.

Jahna-Mündung um 1900

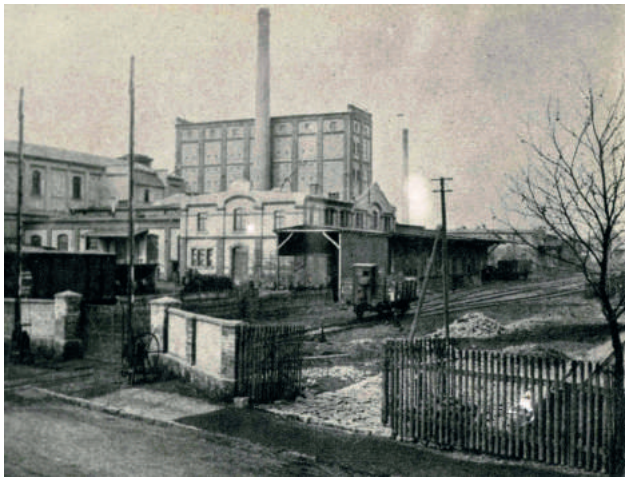
Sommers wie winters gingen wir Schulkinder ins Stadtbad. Im Sommer schwammen wir, im Winter rauschten wir auf unseren Schlittschuhen über die angelegte Eisbahn. Wenn es zu einem richtigen Wintereinbruch kam und die Flüsse, Seen und Bäche zufroren, unternahmen wir Touren mit unseren Schlittschuhen. Direkt hinter unserem Grundstück verlief der Mühlgraben, wo wir übersetzten. Von da fuhren wir auf der Jahna weiter bis zum Wehr. Dort tat sich vor uns eine saubere, spiegelglatte Fläche auf, die sich ideal zum Spielen eignete. Hier und da spielten Kinder Eishockey. Heute ist davon nichts mehr zu sehen. Das Wehr ist ein einziger Müllhaufen, in dem Fahrradteile, Plastik und Dreck liegen. Schade drum!

Nur selten kam Fleisch auf den Teller

Steffen Unger
geboren 1943

Ich bin ein Fronturlaubskind, wie man so sagte. 1943 geboren, wuchs ich in der Nachkriegszeit in Riesa auf. Nur selten kam bei uns Fleisch auf den Teller. Meinte Tante Edith arbeitete in einem großen Warenhaus in Chemnitz. Besuchte sie uns zu Festen, brachte sie nicht nur Kuchen mit, sondern auch Koteletts und andere Köstlichkeiten. Da sie meist am Vortag anreiste, wurde alles über Nacht in die Küche gestellt. Ich fragte dann: »Mutti, darf ich mal kosten?« Aber sie antwortete bestimmt: »Nein! Warte bis morgen.« Wenn meine Mutter, die Tante, Cousinen und benachbarte Freundinnen abends zum Tanzen gingen, kamen sie oft hungrig nach Hause. Dann aßen sie nachts von den Koteletts. Am nächsten Tag war von der Leckerei nur noch ein kleiner Happen da – und ich war schrecklich enttäuscht.

Meine Tante Martha lebte am Riesaer Markt mit ihren drei Kindern. Mit denen wuselten wir durch die Gegend. Ihr Mann arbeitete im Ölwerk, deswegen hatte die Familie immer Öl. Das war heiß begehrt, weil es sonst nicht viel zu essen gab. Das Öl wurde erwärmt, dann wurden Mehl und Gewürze hinzugegeben. Wir nannten die Mischung »Affenfett«. Ich ging oft zu meiner Tante Martha und fragte: »Hast du mal eine Affenfett-Bemme für mich?« Sie ging



Ölwerk Riesa

zum Kühlraum an den Steintopf und schmierte sie mir. Ich würde heute viel für eine dieser Bemmen geben – nur, um noch einmal diesen Geschmack auf der Zunge zu erleben.

Einen anderen Geschmack vermisse ich hingegen nicht. An einem Sonntagmorgen schlichen sich mein Freund Utze und ich an die Garderobe seiner Mutter. Aus der Innentasche ihres Mantels holten wir, was zu holen war: ganze zwanzig Pfennig. Damit gingen wir zum Kolonialwarenladen Uhlemann. »Uhlepampel« nannten wir ihn. Sonntags war der Laden geschlossen, also klopften wir zwei Siebenjährigen an die Hintertür und riefen: »Zwei Zigaretten bitte, zwei »Salem«. Wir haben zwanzig Pfennig.« Der Ladenbesitzer verkaufte sie uns. Anschließend liefen wir zum Bauer Steuer und versteckten uns hinter der Scheune, zusammen mit dessen Sohn. Gemeinsam zündeten wir unsere erste Zigarette an. Wir zogen den Rauch ein, fingen sofort an zu husten und drückten die Zigaretten schnell wieder aus.

Elbwiesen am Stadtpark

Als mein Vater Lehrer an der pädagogischen Fachschule für Kindergärtnerinnen in Pirna wurde, zogen wir fort. Er hatte in den Sommerferien lange Urlaub, den wir bei unserer Familie in Riesa verbrachten. Beim Baden an der Rüster, einem Uferstück der Elbe, beobachtete ich, wie die Schaufelraddampfer auf dem Fluss vorbeizogen. Meine Mutter teilte meine Begeisterung und wollte unbedingt einmal mit dem Schiff nach Pirna zurückfahren. Damals fuhren die Dampfer von Mühlberg aus über Riesa, Meißen

Paddelbootausflug an der Jahna-Mündung 1955

und Dresden bis nach Pirna. Wir unternahmen also unsere erste Schiffsreise. Die erste halbe Stunde war hochspannend. Ich besah mir die Dampfmaschine, die Rettungsringe, ging zum Kapitän, besuchte die Schiffstoilette. Alles war großartig. Aber dann kam die Ernüchterung: zehn Stunden auf diesem Schiff. Zehn Stunden gähnende Langeweile. Als Kind hatte ich kein Auge für die wunderbare Landschaft. Heute würde ich mich freuen, diese Fahrt noch einmal zu unternehmen.

Wir feierten Weihnachten zum ersten Mal nicht in unserem Haus

Gertraud Rückert
geboren 1940

Eines meiner prägendsten Kindheitserlebnisse war der Moment, in dem ich den Glauben an den Weihnachtsmann verlor. Die anderen Kinder hatten schon versucht, mir die Wahrheit zu offenbaren, aber ihre Worte hatten wenig Gewicht. Ich sah den Weihnachtsmann bei jedem Fest mit meinen eigenen Augen! Er wurde von keinem meiner Verwandten gespielt, denn sie befanden sich alle im Raum.

Ich liebte seine Geschenke, so schlicht sie waren. Alles Neue war schön, denn der Krieg ließ Menschen hungern und verarmen. Beim Weihnachtsfest mit seinen Ritualen vergaßen wir das. Wir stellten einen Baum auf und schmückten ihn. Nicht selten entstand Streit darum, was an einem Zweig zu hängen habe und was nicht.

Im Winter 1945 feierten wir zum ersten Mal nicht in unserem eigenen Haus. In der Vorweihnachtszeit passierte es: Ich blickte aus dem Fenster und sah meine Mutter aus der im Innenhof gelegenen Tischlerei kommen. In ihren Händen hielt sie ein hölzernes Puppenhaus. Für mich gab es keine andere Erklärung als dass dieses Puppenhaus mein Weihnachtsgeschenk war. Als es an Heiligabend unter dem Baum lag, platzte mein Glaube an den Weihnachtsmann.

Die Sommer verbrachten wir bei Verwandten in Pappendorf. Ihnen gehörte die große Papp-

fabrik. Auf dem Gelände gab es viele Möglichkeiten zum Spielen. Etwas abseits stand eine Lagerhalle, in der große Ballen Altpapier lagerten. Wir tollten herum, ohne auf Gefahren zu achten. Neben der Fabrik floss die Striegis, ein kleiner Bach. Dort kühlten wir uns ab und sprangen von Stein zu Stein. Vor dem Wehr an der Fabrik staute sich die Striegis und war so tief, dass wir darin versinken konnten. Meine Eltern befürchteten, dass ich hineinfiele und erzählten mir deshalb, dass dort einmal ein Schwein ertrunken sei. Ich glaubte ihnen und setzte keinen Fuß mehr an das Ufer.

An das Gelände der Fabrik schloss eine Wiese an, auf der Schafe weideten. Zur Belustigung öffneten wir manchmal das Tor und ließen die Schafe heraus. Auf der Wiese wuchsen Mohnblumen und wir aßen die Kapseln, bis wir müde wurden.

Meine Eltern machten sich Sorgen um mich, denn ich aß nur wenig. Mir schmeckte kaum etwas. Dann entdeckte ich in einem Raum unserer Verwandten ein Fass mit getrockneten Zwetschgen. Ich aß eine riesige Menge, so unvorstellbar lecker waren die Früchte. Obwohl ich mich anstrengte, meine Spuren zu verwischen, fiel es meinen Verwandten auf. Anstatt mich zu tadeln, freuten sie sich, dass ich endlich einmal Appetit gezeigt hatte.

Der Weihnachtsmann kommt

Kinderweihnachtsfeier im Rathaus um 1953

Kinderweihnachtsfeier im Rathaus um 1953

Adventszeit im Kindergarten 1955

Riesaer Weihnachtsmarkt 1983

Beim Schrottsammelwettbewerb traten alle Klassen gegeneinander an

Siegfried Wallat
geboren 1941

Ich kam 1951 mit meinen Eltern nach Riesa und verbrachte dort noch vier Jahre meiner Kindheit. Für einen Zehnjährigen ist es nicht leicht, in eine andere Stadt zu ziehen, sich von einem Tag auf den anderen an neue Menschen zu gewöhnen, an eine neue Umwelt, eine neue Schulklasse. Ich kam in die Pestalozzischule, von uns liebevoll »Pesta« genannt. Zu meinem Glück fand ich schnell Anschluss. Einer meiner besten Freunde wurde Hans-Peter. Wir nahmen es mit Regeln und Verboten nicht immer ernst. Das brachte uns manchmal in schwierige Situationen.

Unsere Freizeit verbrachten wir meist mit anderen Jungen. Wir wohnten alle nicht weit voneinander entfernt. Unser Revier war die Elbe und ihre Nebenarme. Im Winter fror manchmal der Fluss zu. In der Jahna-Mündung bildeten sich mehr oder weniger große Schollen, die langsam den Fluss hinuntertrieben. Es dauerte nicht lange, bis wir erprobten, wie viel eine solche Scholle wohl tragen könne – jung und unbefangen wie wir waren. Vorsichtig traten wir auf die Schollen. Hielten sie – und wir unser Gleichgewicht – stießen wir uns mit dicken Stangen ab und ließen uns in der eiskalten Strömung treiben. Natürlich war das kreuzgefährlich!

Fähre an der Jahna-Mündung um 1960

Hans-Peter nahm einmal an einem waghalsigen Manöver teil, obwohl er nicht schwimmen konnte. Eines Sommers besorgte er über Verwandte ein Faltboot. Zur Besatzung gehörten Hans-Peter, mein Freund Uwe und ich. Uwe und ich waren gute Schwimmer. Von der Jahna-Mündung aus stachen wir »in See«. Bereits nach den ersten Metern merkten wir, dass etwas nicht stimmte: Das Boot füllte sich langsam mit Wasser. Hans-Peter wurde nervös. Die Strömung trug unser sinkendes Gefährt in Richtung Elbbrücke. Da erblickten wir die Rettung: Vor der Brücke sahen wir Aufschüttungen durch die Wasseroberfläche schimmern. Mit Mühe schafften wir es, das Boot dorthin zu manövrieren. Hier war es nicht so tief und das Ufer nicht weit, sodass wir Hans-Peter absetzen konnten.

Wenn die Temperaturen im Sommer stiegen, zog uns der Fluss magisch an. Wir sahen zu, wie die Raddampfer auf dem Fluss an uns vorbeizogen und spürten den Wellengang, den sie verursachten. In diese Wellen schwammen wir mit großem Vergnügen. Dabei wurden wir einige hundert Meter stromab getrieben.

Wenn wir nicht an der Elbe unterwegs waren, verbrachten wir Zeit im Stadtbad, das heute leider nicht mehr existiert. Dort herrschte Bademeister Uhlig mit eiserner Hand. Er saß auf seinem Podest und regierte das Geschehen unter sich. Wenn jemand die Ordnung störte, musste er zur Strafe Papier einsammeln. Mit ihm legten wir uns nicht an. Manchmal jedoch benutzten wir das Bad auf unrühmliche Weise – um uns zu säubern. Nach einem langen Tag im verschmutzten Wasser der Elbe, schlichen wir uns zum Zaun an der Rückseite des Geländes. Dort schlüpften wir durch ein Loch, sparten die zwanzig Pfennige Eintritt und befreiten uns kostenlos vom Elbeschmutz.

Jedes Jahr organisierte die Schule einen Schrottsammelwettbewerb, bei dem die Klassen gegeneinander antraten. Die Klasse, die am meisten Schrott sammelte, gewann. In einem Jahr schmiedete unsere Klasse einen be-

sonderen Plan. Wir wollten die anderen zunächst täuschen und sie in Sicherheit wiegen, indem wir unseren Schrott nicht direkt auf den Schulhof brachten, sondern heimlich ansammelten. Eine geeignete Zwischensammelstelle fanden wir bei Familie Fähnrich. Sie betrieb ein Möbelhaus. Herr Fähnrich erlaubte uns, seinen Innenhof zu nutzen, bereute seine Entscheidung aber schnell, denn schon nach ein paar Tagen lag sein ganzes Grundstück voller Metallschrott. Der letzte Tag des Wettbewerbs kam, die anderen Klassen wähnten sich siegessicher. Dann starteten wir den großen Aufmarsch. Wir beorderten alle Handwagen zu Fähnrichs und begannen, den Schrott Richtung Schulgelände zu karren. Da staunten die anderen nicht schlecht.

In meiner Freizeit ging ich auch oft in sogenannte Arbeitsgemeinschaften (AG), wie zum Flugmodellbau, zu den Jungen Sanitätern oder den Jungen Technikern. Meine Lieblings-AG aber war die Fotografie. Bei Herrn Seelig, Meister der Fotografie, lernten wir alles über Blende, Belichtung und Filmentwicklung. Es machte mir so viel Freude, dass ich mir eine eigene Kamera kaufte, eine Pouva Start. Die kostete damals 16 Mark, für uns Jungen ein kleines Vermögen. Leisten konnte ich sie mir nur durch

einen kleinen Nebenjob, den ich durch Zufall bekam. Wir wohnten direkt über der Bäckerei Knoof in der Friedrich-Engels-Straße. Eines Tages sprach mich der Bäckermeister an, ob ich nicht etwas Geld verdienen wolle: Einmal in der Woche trafen sich die Bäckermeister zum Kegeln, und weil es damals noch keine automatischen Kegelaufsteller gab, brauchten sie jemanden, der das für sie erledigte. Die Bäcker waren sehr gemütliche Menschen. So verdiente ich mir jede Woche fünf Mark dazu und konnte mir die eine oder andere Kleinigkeit leisten.

Mit vierzehn schickten mich meine Eltern in ein Internat. Damit endete meine Kindheit – und auch meine Zeit in Riesa.

Auf einem Stein in Stalingrad steht sein Name, ein Name ohne Gesicht

Hans Jochen Barth
geboren 1939

Ich kam auf die Welt als der Krieg begann. Drei Jahre zuvor hatten meine Eltern eine Fleischerei übernommen. Meine Mutter bediente die Kunden, mein Vater arbeitete als Fleischer. 1942 zog ihn die Wehrmacht ein und brachte ihn direkt nach Stalingrad. Er kehrte nie zurück. An sein Gesicht kann ich mich nicht erinnern.

Meine Mutter erzählte mir oft von meinen ersten Abenteuern. Im Wäscheschrank im Schlafzimmer lag Rattengift bereit, versteckt mit den Wertgegenständen in einer Geldkassette. Dieses Kästchen fand ich als Knirps besonders anziehend. Ich öffnete es eines Tages und probierte die schönen blauen Perlen. Als meine Mutter ins Schlafzimmer kam und ihren kleinen Sohn mit dem blauen Zeug im Mund sah, brachte sie mich sofort ins Krankenhaus. Die Geschichte ging gut aus, doch den Schrecken vergaß sie nie.

In den Kriegsjahren erlebte ich einige prägende Situationen. Hinter unserem Haus befand sich eine tiefe Grube, in die wir die Asche unseres Ofens schütteten. Von Zeit zu Zeit holte ein Bauer aus Alt-Riesa die Asche ab. Plötzlich kam jedoch statt des Bauern ein polnischer Zwangsarbeiter, um die Asche auf den Wagen zu schaufeln. Meiner Mutter tat dieser Mann leid. An heißen Sommertagen stellte sie ihm einen Krug Wasser hin. Aber sie tat dies nur heimlich,

damit niemand merkte, dass sie einem Zwangsarbeiter half.

Bei meiner Einschulung war der Krieg schon vorbei. Die Rote Armee besetzte Riesa. Ich kam auf die Pestalozzischule. Mein erster Klassenlehrer, Herr Freude, wurde entlassen, als sich herausstellte, dass er der NSDAP angehört hatte. Als es bei uns kaum noch Lehrer gab, kamen wir auf die Wasserturmschule. Dort arbeiteten mehrere Neulehrer.

Meine Freizeit verbrachte ich auf den Straßen unseres Viertels. In der Nähe lag ein Heim für Kriegswaisen. Sie gesellten sich oft zu uns. Wir spielten Fangen oder organisierten Radrennen. Start und Ziel befanden sich an der Kaserne, die heute das Stadtmuseum ist. Mein erstes Fahrrad bestand nur aus einem Rahmen, in den vorn ein 28er Rad eingesetzt worden war, hinten ein 26er, beide hartgummibereift. Fröhlich fuhren wir damit herum. Später, als ich ein besseres Rad besaß, unternahm ich auch Touren an der Elbe entlang. Dort gab es asphaltierte Straßen, ein Überbleibsel des Krieges.

Ende der Vierzigerjahre übernahm der Konsum unsere Fleischerei, meine Mutter leitete nun als Angestellte den Laden. Wenn abends um sechs die Glocken läuteten, lief ich zur Fleischerei und half beim Reinigen des Fleischwolfs.

Nachdem ich die achtjährige Grundschule mit vierzehn Jahren beendet hatte, begann ich 1953 eine Lehre als Autoschlosser bei der Firma Aurich. Den schulischen Teil der Ausbildung absolvierte ich auf der Käthe-Kollwitz-Schule. Hier lernte ich einen jungen Mann kennen, der oft durch die Gegend stromerte. Keiner wusste, was er wirklich machte. Wir wurden gute Freunde. Gemeinsam hielten wir den Motorsport in Riesa in Gang und organisierten Rennen.

Je älter wir wurden, desto mehr wurde mir bewusst, dass mein Freund mit einem Alkoholproblem kämpfte: Er trank zu viel Bier. Auf der Goethestraße trafen sich abends die verschiedenen Ortsgruppen, die Sportler oder die Feuerwehrleute. Manchmal gesellte ich mich zu ihnen. Wenn der Abend länger wurde und ich gerade mit meinem fünften Bier begann, war mein Freund schon bei seinem fünfzehnten angelangt. Ich fand das fürchterlich. Doch bekehren konnte ich ihn nicht.

Mein Vater blieb in meinem Leben eine wichtige Person, auch wenn ich ohne ihn aufwuchs. Manchmal erzählte meine Mutter von ihm. Viele Jahre nach seinem Tod besuchte ich Stalingrad. Sein Name steht dort neben tausenden auf einem großen Steinquader. Ein Name ohne Gesicht.

Riesa treibt Sport

Schwimmunterricht an der Friedrich-Engels-Schule

Sportanlage der Karl-Marx-Oberschule 1968

Eröffnungsspiel in der Sporthalle Pausitzer Straße 1979

Rennrodeltraining in der Waldstraße in Riesa-Weida

Hockey-Mannschaft »Stahl Riesa« 1953

Eröffnung Freizeitsportanlage an der Pausitzer Straße 1976

Handballer der Friedrich-Engels-Oberschule 1984

Anderen Kindern ging es nicht so gut wie mir

Veronika W.
geboren 1949

Meine Kindheit in Riesa war unbeschwert. Nie litten meine zwei Geschwister und ich Hunger, dafür sorgten unsere Eltern. Geboren wurde ich 1949, ich bin also ein klassisches Nachkriegskind.

Ab 1956 ging ich in die Wasserturmschule. Auf dem Dach des Wasserturms hatten Krähen ihre Nester gebaut. Besonders im Herbst krähten sie ununterbrochen. Dann fiel es uns schwer, uns auf den Unterricht zu konzentrieren.

In der Schule lernte ich, dass es anderen Kindern nicht so gut ging wie mir. Im ersten Schuljahr kam eine Gruppe Heimkinder in meine Klasse. Es waren Kinder ohne Eltern. Einer der Jungen weinte jedes Mal, wenn er das Klassenzimmer betrat. Sie alle trugen jeden Tag die gleiche Kleidung: einen Lodenmantel mit Kapuze. Ich dachte, dass es sehr schlimm für sie sein müsse. Nach der ersten Klasse kamen sie nicht wieder. Wir erfuhren nicht, wohin sie geschickt wurden, vermuteten jedoch, dass sie wie die Kinder aus dem Heim in Strehla fortan dort zur Schule gingen.

Mein Vater arbeitete im Stahlwerk in Riesa. Ich holte ihn oft gemeinsam mit meiner Mutter nach seiner Schicht ab. An den Wochenenden spielten wir den ganzen Tag im Stadtpark. Ne-

ben dem Spielplatz gab es dort eine Konzertmuschel, in der Musiker auftraten. Wir kauften uns Bockwurst oder ein Glas Brause, rote Brause. Sie kostete zehn Pfennig. Oft gingen wir baden. Als ich meine ersten Rollschuhe bekam, wurde das Rollschuhfahren meine große Leidenschaft.

Im Sommer fuhr ich ins Ferienlager nach Johanngeorgenstadt. Ich bekam starkes Heimweh. Ich schrieb traurige Briefe an meine Eltern und bat sie, mich nach Hause zu holen. Aber sie kamen nicht. Nach einer Woche hatte ich mich an die fremde Umgebung gewöhnt, die Tränen waren getrocknet und endlich machte mir alles wieder Spaß. Es war eine schöne Zeit. Das nächste Mal fuhr ich nach Naumburg an der Saale ins Ferienlager.

Je älter wir wurden, desto mehr bildeten sich in der Schule kleinere Gruppen heraus. Die Klügeren sonderten sich ab und wollten nichts mit den anderen zu tun haben. Das setzte sich in der Freizeit fort. Meine Freunde und ich gehörten nicht zu ihnen. Wir spielten auf der Straße Völkerball oder Federball und sprangen durch die Pfützen. Auf den Straßen gab es kaum Autos, die uns störten oder eine Gefahr darstellten.

Eines meiner Lieblingsspiele hieß Himmelhuppe. Wir malten mit Kreide ein Spielfeld mit

Kästen auf den Boden und hüpften auf einem Bein von Kästchen zu Kästchen. Freude machte mir auch das Sammeln von Stammbuchblümchen. Da machten alle mit und tauschten Bilder, die sie doppelt hatten. Natürlich besaßen wir alle ein Poesiealbum. Meines kam leider durch mehrere Wohnungswechsel abhanden.

Freitreppe Stadtpark um 1960

Weg im Stadtpark um 1930

Weg zur Stadtparktreppe an der Klostermauer um 1960

Der Stadtpark

Imbiss an der Konzertmuschel um 1970

Hauptweg Stadtpark (li.nks) und Poetenweg im Stadtpark (rechts) um 1965

Konzertmuschel im Stadtpark um 1970

Beim Fahnenappell hissten wir die Flagge der Jungen Pioniere

Brigitte Müller
geboren 1954

Das Schönste in meiner Kindheit waren die Ferienlager. Mein Vater arbeitete beim Rat des Kreises und half in den Sechzigerjahren beim Aufbau eines Ferienlagers in Ochsensaal. Wir Kinder begleiteten unsere Eltern jeden Samstag und Sonntag dorthin und halfen, Gruben für die Fundamente auszuschachten. Schnell wuchsen die Bungalows, in denen wir später unsere Ferien verbrachten. Ich freute mich schon auf den nächsten Sommer.

Im Ferienlager trieben wir viel Sport, wir schwammen im See, übten Theaterstücke ein oder machten bei Tanznachmittagen mit. Die

Pionierferienlager um 1965

meiste Zeit verbrachten wir in unserer Gruppe. Jeden Morgen um Punkt sieben Uhr versammelten wir uns zum Fahnenappell. Wir hissten die Flagge der Jungen Pioniere und machten Frühsport. Nach dem Appell hieß es: »Tischdienst.« Entweder für die Mädels oder für die Jungs.

Die Ferienlager dauerten zumeist drei Wochen. Ich freute mich, als ich einmal ins Ferienlager im Schwarzatal im Thüringer Wald durfte. Die Kinder der Arbeiter aus dem Stahlwerk beneidete ich, denn sie fuhren zum Ferienlager ins Ausland, nach Ungarn oder in die Tschechei.

Schulanfang 1964

Pioniernachmittag POS »Friedrich Engels«

Um Geld zu verdienen, verließ ich die Schule vorzeitig

Edeltraud Swierzok
geboren 1957

Meine Kindheit spielte sich im Freien ab. Ich wuchs am Poppitzer Platz auf, unbeschwert und wild. Viel Zeit verbrachte ich mit meinen Freunden auf dem hiesigen Spielplatz. Einmal sprang ich von der Spitze des Klettergerüstes, kam unglücklich auf und brach mir mein Handgelenk. Lange hielt mich das jedoch nicht auf.

Hinter dem Gebäude, das heute das Stadtmuseum ist, verlief ein schmaler Gang. Gern schlichen wir diesen Geheimweg entlang und stromerten durch die Gärten der anliegenden Häuser. Auf der Spielstraße spielten wir Völkerball, Räuber und Gendarm, oder ließen unsere Kreisel los. Ab und an kam ein Russenauto vorbei, dann verließen wir schnell die Straße. In den Sommerferien gingen wir jeden Tag ins Stadtbad. Der Eintritt kostete lediglich 25 Pfennig und wir blieben bis zum Abend. Wenn wir die Person an der Kasse kannten, kamen wir umsonst hinein. Wir liebten das Schwimmbad mit dem Bademeister Uhlig.

Von Zeit zu Zeit gingen wir hinunter zu den Feldern. Direkt hinter dem Friedhof, am Mergendorfer Weg, baute Bauer Stolle Möhren an. Wie Kinder nun einmal sind, schlichen wir hinüber und rissen ein paar Möhren aus der Erde. Wenn uns Bauer Stolle erwischte, fuchtelte er mit seinem Stock herum und rief uns Drohun-

gen zu. Wir gaben Fersengeld und rannten so schnell wir konnten mit unserer Beute davon.

Im Jahr 1971 endete meine sorglose Kindheit. Kurz vor meiner Jugendweihe starb mein Vater an einem Herzinfarkt, als er aus dem Garten kam. Wir feierten meine Jugendweihe zwar, doch glücklich waren wir nicht. Nach seinem Tod fehlte unserer Familie das Geld. Die Halbwaisenrente betrug zwanzig Mark pro Kind. Meine Mutter, zuvor Hausfrau, begann auf dem Friedhof zu arbeiten. Ich kümmerte mich nach der Schule um meine vier jüngeren Geschwister. Doch der Verdienst meiner Mutter reichte nicht aus, um uns zu versorgen. Deshalb verließ ich vorzeitig die Schule. Ich vermisste die Schule, besonders mein Handballteam.

Um möglichst schnell Geld beizusteuern, begann ich eine Lehre. Wie mein Vater – der zwanzig Jahre als Maurer in der Bauabteilung geschuftet hatte – ging ich ins Stahlwerk. Mit meinen vierzehn Jahren stand ich in der Lehrwerkstatt an der Werkbank, ein halbes Jahr lang. Danach ging es in den Betrieb, wo ich die verschiedenen Abteilungen durchlief. Im Werk arbeiteten viele junge Frauen. Nach dem Facharbeiterabschluss bildete ich mich zur Kranführerin weiter, sechzehn Jahre lang fuhr ich den Kran im Stahlwerk.

Poppitzer Platz um 1910

Heimatmuseum am
Poppitzer Platz um 1965

Pakete der Westverwandtschaft erkannte ich am Geruch nach geröstetem Kaffee

Gerd Trapp
geboren 1963

Ich wurde 1963 geboren und bin ein sogenanntes Nachzüglerkind. Meine Brüder entstammen der ersten Ehe meiner Mutter und sind sehr viel älter als ich.

Meine Mutter stammt aus Friedersdorf in Oberschlesien. 1946 gelangte sie mit ihren Eltern und neun Geschwistern als Flüchtling nach Riesa. Sie kamen in einem Viehwaggon an, in dem es nur ein paar Strohsäcke gab, um darauf zu sitzen oder zu schlafen. Meine Mutter heiratete 1948 zum ersten Mal. Die Ehe hielt nicht lange. Die Kinder, meine beiden Halbbrüder, blieben bei ihr.

1955 zog die Verwandtschaft meiner Mutter in den Westen, sie blieb hier – auf sich allein gestellt. Sie hatte keine Ausbildung, arbeitete bei der Polizei als Putzkraft. In den frühen Sechzigerjahren heiratete meine Mutter ein zweites Mal – meinen Vater. Er war bereits 64 Jahre alt, sie 40. Als ich zur Welt kam, lebten meine Halbbrüder noch bei uns. Für uns fünf war die Wohnung zu klein. Deshalb zogen wir um in die Steinstraße 28, dort blieb ich bis zu meinem vierzigsten Lebensjahr.

Nachdem meine Halbbrüder ausgezogen waren, sah ich sie nur, wenn sie uns zu Festen besuchten. Deshalb wuchs ich wie ein Einzelkind auf. Nach der Schule ging ich oft allein ein-

kaufen. Einmal in der Woche holte ich mit meinem kleinen Handwagen Kohle zum Heizen. Eine Waschmaschine konnten wir uns nicht leisten, also karrte ich mit meinem Handwagen die Wäsche zur Reinigung. Abends schickte mich mein Vater oft los, um Bier für ihn zu besorgen. Das holte ich beim Gasthof »Große«. Sie boten »Krugbier« an, das sich wesentlich leichter transportieren ließ als Flaschen. Wenn es sehr spät wurde, ging ich zur »Kahn-Else«. Der Laden befand sich in einem Holzschiff. Dort bekam ich auch um zwei oder drei Uhr morgens noch Bier für meinen Vater.

Von unserer im Westen lebenden Verwandtschaft erreichten uns oft Pakete. Ich erkannte sie am Geruch nach geröstetem Kaffee. Meist schickten sie Strumpfhosen für meine Mutter oder andere Kleidungsstücke. Die Forumschecks hoben wir auf. Wenn wir genügend D-Mark zusammenhatten, leisteten wir uns in den Intershops ein Radio oder ein kleines Fernsehgerät. Mit unserem Westfernseher schauten wir im Osten fern.

Gasthof »Große«, Gröba, Festsaal

IV. Die Kindergarten-kinder der DDR

Die Kinder von Weida

Monique Hermann
geboren 1944

Von 1969 bis zur Wende arbeitete ich als Kindergärtnerin in Weida. In meiner ersten Gruppe in der Magdeburger Straße betreute ich dreißig Dreijährige. Wir Erzieherinnen arbeiteten in zwei Schichten, von sechs Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags. Zur Krippe gehörte ein wunderschöner Garten, den wir selbst gestalteten und pflegten, gemeinsam mit den Kindern und Eltern. Im Sommer schliefen die Kinder dort mittags auf der Decke. Auch eine Köchin hatten wir. Ihr selbst gebackener Zuckerkuchen war ein Highlight.

Mit den Kindern in Weida habe ich einiges erlebt. Einmal sollte ich einen Jungen nach Hause begleiten. Ich hatte mich zum Hausbesuch bei seinen Eltern angemeldet und angeboten, ihren Sohn gleich mitzubringen. Ich packte meine Sachen, wollte gehen, doch das Kind war verschwunden! Ich suchte den Jungen – vergeblich. Ich geriet in Panik, denn in Weida war schon allerhand Seltsames passiert: Ein Kind war mit dem Müllwagen mitgefahren und tödlich verletzt worden. Ich suchte den weiten Weg ab, die ganze Hauptstraße entlang, bis zum Haus »Am Gucklitz«, wo die Familie wohnte. Ich malte mir die schlimmsten Szenarien aus. Und dann – ich bekomme noch heute Gänsehaut – traf ich den Jungen bei seinen Eltern an. Er wollte vor mir zu

Hause sein und hatte sich allein auf den Heimweg gemacht. Nur langsam verdaute ich den Riesenschreck.

Viele meiner Schützlinge kenne ich noch heute, auch wenn sie oft nicht wissen, wer ich bin. Einem der Jungen aus meiner ersten Gruppe begegne ich ab und zu im Reha-Zentrum. Sein Verhalten im Kindergarten war auffällig und stellte mich vor eine besondere Herausforderung. Dass er eine geistige Behinderung hat, wurde erst später diagnostiziert. Als er einmal alle Schuhe aus dem Regal räumte und sie hinter einem Vorhang versteckte, wurde ich fast wahnsinnig. Doch seine Mutter arbeitete bei uns als Raumpflegerin, daher hielt ich mich zurück.

Wenn ich ihn heute sehe, denke ich unweigerlich an einen Gruppenausflug zum Sinfonieorchester. In der Erzählrunde am nächsten Tag fragte ich die Kinder, an welche Instrumente sie sich erinnerten. Ich hielt eine Querflöte hoch und der Junge rief: »Na, das ist die Seitenpfeife!« Danach hatte er seinen Spitznamen weg.

Manchmal wache ich nachts auf und erinnere mich an die Namen meiner Schützlinge. Und wenn morgens die Kinder im Wechselgalopp an meinem Fenster vorbeilaufen und »Fang mich doch mal!« rufen, dann denke ich zurück an den Kindergarten mit dem schönen Garten.

Das erste Mal auf mich allein gestellt

Kai Muthwill
geboren 1970

Als ich viereinhalb Jahre alt war, ging ich eines Tages vom Kindergarten allein nach Hause. Über die Gründe kann ich nur spekulieren, denn eigentlich durfte ich das nicht. Vermutlich wollte ich es einfach mal probieren, die älteren Kinder taten es ja auch. Meiner Kindergärtnerin sagte ich: »Frau Herrmann, mein Vati ist da und ich gehe jetzt nach Hause.«

»Ist gut, du kannst gehen«, antwortete sie leichthin. Dass ich mich tatsächlich ganz allein auf den Weg machen würde, vermutete sie nicht.

Doch ich holte meine Mal- und Bastelmappe, meine Brottasche, zog meine Schuhe an und spazierte los. Ich kannte den Weg und wusste, dass es kein Katzensprung war – besonders für einen Viereinhalbjährigen. Der Fußmarsch dauerte mindestens zwanzig Minuten. Vor allem die große Kreuzung an der Dresdner Straße machte mir Sorgen. Dort angekommen, schaute ich mich unsicher um und fragte eine ältere Dame: »Können Sie mich bitte über die Kreuzung bringen?« Sie half mir und auf der anderen Seite angekommen, bedankte ich mich herzlich. Den Rest des Weges schaffte ich allein.

Zu Hause fragte meine Mutter erstaunt: »Nanu, was machst du denn schon so früh hier?«

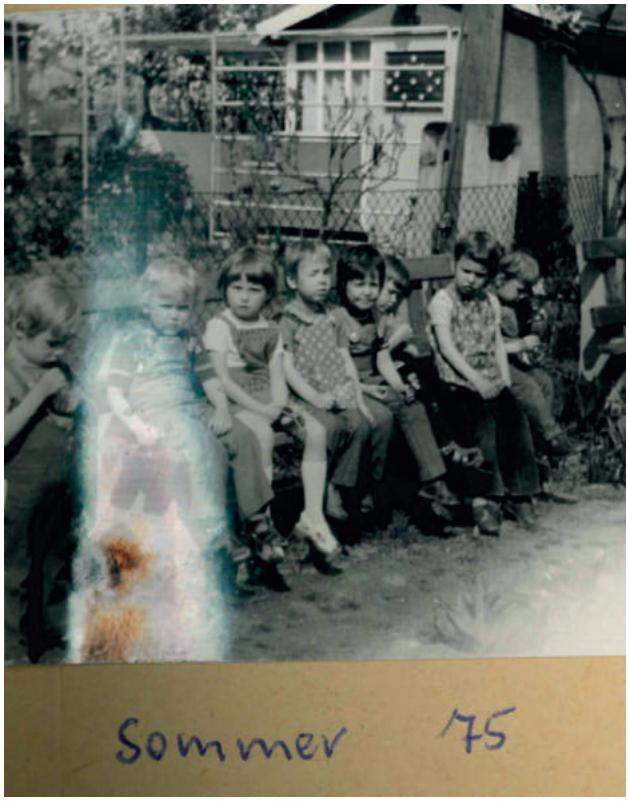
»Ich bin ganz alleine hergekommen!«, sagte

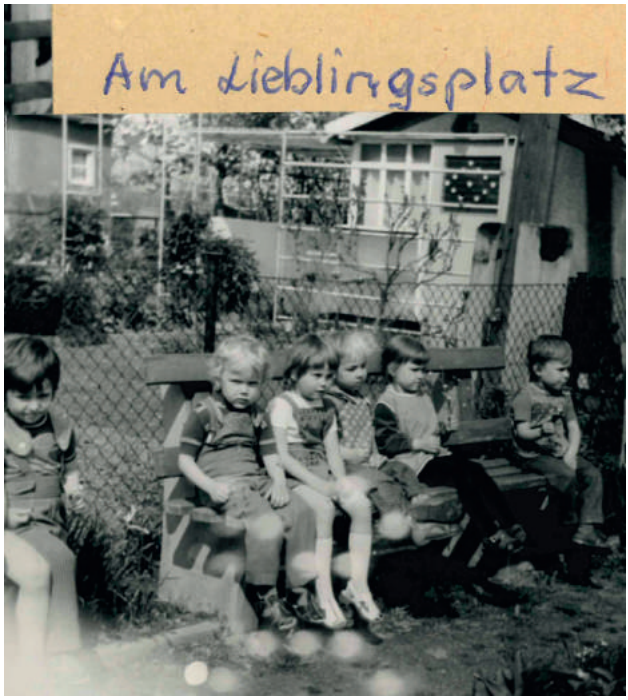
ich. Sie schimpfte: »Du kannst doch nicht allein heimkommen! Die ganzen Autos, das ist gefährlich!«

Dann setzte sie sich aufs Moped und fuhr zum Kindergarten: An diesem Tag stand ein Elternbesuch von Frau Herrmann an. Sie hätte mich nach der Betreuung direkt mit zu uns nehmen sollen und war vermutlich panisch, weil ich verschwunden war. Umso erleichterter war sie, als sie mich wohlbehalten bei uns zu Hause vorfand. Ich hatte mich inzwischen in mein Kinderzimmer zurückgezogen, um zu spielen – mit meinen Indianern und der Modelleisenbahn. Sie fasziniert mich noch immer und ist bis heute mein liebstes Hobby.

Ab der ersten Klasse ging ich allein zur Schule und nach Hause, Probleme bekam ich nie. Ich hatte schon früh meinen eigenen Schlüssel, denn ich kam mindestens ein, zwei Stunden vor meinen Eltern nach Hause. Bevor ich zum Spielen ging, machte ich meine Hausaufgaben. Ab der zweiten Klasse besuchte ich einen Hort. Dort legten sie viel Wert darauf, dass zuerst die Hausaufgaben erledigt wurden. So verlief meine Schulzeit ohne große Vorkommnisse, nur meine Mathelehrerin war sehr streng. Sie verteilte hier und da »Klappser«, aber das empfand ich nicht als schlimm.

Inzwischen bin ich Großvater und denke gern an meine Zeit im Kindergarten in Riesa zurück – an das Baden im Sommer, die Kutschfahrten, die Spiele im Freien. Manchmal kommen mir die Tränen: Ich wünschte, ich könnte das alles noch einmal erleben.





Aus dem Fotoalbum von Monique Hermann

Kinderspiel

Kinderfest

Baus des Spielplatzes Puschkinplatz 1953

Kinderfest

Spielende Kinder

Straßenfest

Die Erzieherinnen: Unsere ersten Tage im Riesaer Kindergarten

Monique Herrmann

Am 1. September 1973 eröffnete der Kindergarten an der Kreuzstraße 3. Insgesamt gab es zwölf Erzieherinnen, auf unserer Etage waren wir zu viert. Hinzu kamen der Hausmeister, das Küchenpersonal, die Raumpflegerinnen und fünf Aushilfskräfte. Zu Spitzenzeiten arbeiteten 36 Leute dort. Jede Erzieherin betreute eine Gruppe von sechzehn bis achtzehn Kindern. Wir konnten unsere individuellen Talente einbringen: Frau Kaiser hatte ein besonderes Händchen fürs Malen und Gestalten, eine andere Kollegin spielte Gitarre.

Elvira Lehmann

Ich kam 1973 von Weimar nach Riesa und trat meine Stelle als Kindergärtnerin an. Mir wurde bereits zu Beginn ein eigener Raum zugewiesen, aber ich hütete noch keine eigene Gruppe. Es gab viel zu tun. Ich bestickte Handtücher, Bettwäsche und Decken für den Kindergarten.

Dann wurde mir für einige Zeit die große Gruppe zugewiesen, ein bunt zusammengewürfelter Haufen von Kindern, die bald zur Schule gehen sollten. Zum Glück dauerte die Zeit mit

diesen Rabauken nicht lange, denn der Schulanfang war nahe. Nun ging es für mich richtig los. Ich bekam eine Gruppe, die ich vier Jahre leitete. Basierend auf meinen Erfahrungen mit meiner ersten Gruppe, achtete ich von Anfang an auf Disziplin.

Karla Kaiser

Ich wurde nicht direkt nach dem Schulabschluss Kindergärtnerin. Im Gegenteil: Meiner Arbeit als Erzieherin lagen anfangs einige Steine im Weg. Denn meine Eltern entschieden, dass ich Friseurin werden sollte, obwohl mir der Beruf überhaupt nicht gefiel. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen gegen das Diktat. Die Ausbildung schloss ich zwar ab, begann aber neben meiner Arbeit ein Fernstudium zur Kindergärtnerin in Pirna und Dresden. Das Studium dauerte dreieinhalb Jahre. Ich schaffte es.

Zu Beginn meiner Laufbahn arbeitete ich im Kindergarten in Riesa im Büro als stellvertretende Leiterin. Neben der Leiterin und mir arbeiteten dort auch zwei Wirtschaftsleiterinnen. Nach einiger Zeit bemerkte ich, dass mir die Büroarbeit nicht besonders zusagte. Das Beste im Leben sind die Kinder! Also wechselte ich vom

Bürostuhl in eine der Kindergruppen. Mit den Kleinen zu arbeiten und zu lachen, brachte mir unheimlich viel Freude. Ich denke noch heute gerne daran zurück.

Bei einem Jungen aus meiner Gruppe, hielt ich Hopfen und Malz für verloren. Er konnte nichts allein bewerkstelligen: weder allein auf die Toilette gehen noch sich die Hände saubermachen. Wenn ihm beim Waschen seines Gesichts Seife in die Augen lief, sagte er nur: »Augen weg, weg«. Irgendwann gingen die Leiterin und ich zum Hausbesuch zu seinen Eltern. Als wir den Jungen sahen, erschraken wir. Er lag hilflos in einem Bett, das von allen Seiten und von oben mit Metallgittern umschlossen war. Im Grunde handelte es sich um einen Käfig. Wir riefen sofort das Jugendamt. Zugleich erkannten wir, dass die Mutter des Jungen nicht bösartig war. Die Erziehung ihres Kindes überforderte sie schlichtweg. Sie benötigte Hilfe – und bekam sie. Der Junge erhielt unter anderem logopädischen Unterricht. Fortan blühte er mit unserer Hilfe und der des Jugendamtes auf, er integrierte sich in die Gruppe und wurde selbstständig. Manchmal sehe ich ihn, er wohnt noch heute in Weida. Er steht mit beiden Beinen im Leben. Dass ich bei seiner Entwicklung mitwirkte, erfüllt mich mit Stolz. Andere ehe-

malige Schützlinge kommen mit ihren eigenen Kindern in meinen Kindergarten. Dann sagen sie: »Zu Ihnen bringe ich mein Kind gerne.«

Kindergarten Weida

Wie wir im Kindergarten feierten

Monique Herrmann

Am 1. Juni feierten wir in jedem Jahr den Kindertag. Die Kleinen sollten dabei etwas über das Leben von Kindern aus verschiedenen Regionen der Erde lernen. Dazu malten sie Bilder ihrer Altersgenossen mit anderen Hautfarben und wir sangen Lieder wie »Kleine weiße Friedenstaube«. Die Mädchen trugen rote Kopftücher, die Jungen gepunktete Krawatten. Draußen briet der Hausmeister Würstchen auf Stöcken am Feuer. Wir organisierten einen Spieleparcours mit mehreren Stationen, an denen die Kinder verschiedene Aufgaben absolvierten: Sackhüpfen, Kegeln, Schubkarrefahren und dergleichen. Wer die Aufgabe bestand, erhielt einen kleinen Preis. Zum Mittag gab es zur Feier des Tages Kartoffelsuppe und Würstchen. Dazu bekamen alle einen leckeren Fruchtsaft – sonst gab es nur Tee. Den Pfefferminztee nannten die Kinder Kaugummitee.

Manchmal machten wir einen Ausflug, beispielsweise mit dem Bus nach Dresden in den Tierpark. Einmal ging es auch in den Tierpark nach Strehla. An diesem Tag steckte ein Junge vorwitzig seinen Finger durch das Gitter des Affenkäfigs. Plötzlich biss eines der Tiere zu.

Kai Muthwill

Der Kindertag war immer etwas ganz Besonderes. Es gab eine Pferdekutsche und einmal einen Umzug durch die Stadt, mit einer Kapelle und allem drum und dran. Es wurden verschiedene Spiele gespielt. Ein paar Kinder brachten ihre Roller mit. Die, die keinen Roller besaßen, durften sie sich von ihnen ausleihen. So konnten alle mitmachen. Wir fuhren um die Wette. Die Gewinner bekamen einen Preis, die anderen Trostpreise: einen Lutscher, einen Stift oder etwas Schokolade.

Elvira Lehmann

Zum Frauentag bastelten wir mit den Kindern Geschenkkarten für die Mütter. Aus Kartoffeln schnitten wir Stempel, mit denen die Kinder ihre Karten verzierten. Oder sie säten Blumensamen in einen kleinen Topf, den sie anmalten oder beklebten. Das gab ein wunderschönes Geschenk für die Mutti.

Monique Herrmann

Im Sommer veranstalteten wir eigene Feste. Da gab es das Neptunfest, für das wir ein Planschbecken im Garten aufstellten. Unsere Leiterin verkleidete sich als Neptun. Beim Indianerfest verkleideten sich alle als Indianer und Squaws.

Sobald die Kinder alt genug für die Schule waren, feierten wir das Zuckertütenfest. An einem Baum befestigten wir die Tüten und jedes Kind durfte sich eine herunternehmen. Wir verteilten die Mappen mit den Zeichnungen und Bastelarbeiten der Kinder und übergaben ein kleines Büchlein mit Erinnerungsfotos. Es herrschte eine seltsame Stimmung. Einerseits waren wir traurig, weil unsere gemeinsame Zeit nach vier Jahren endete. Gleichzeitig freuten sich die Kinder auf die Schule, und wir waren stolz, dass sie so selbstständig geworden waren.

In der Vorweihnachtszeit stellten wir einen Tannenbaum auf, wir bastelten und unternahmen einen Ausflug nach Nünchritz in ein kleines Birkenwäldchen. Unsere Wirtschaftsleiterin verkleidete sich und stapfte als Weihnachtsmann zwischen den Bäumen hervor. Für jeden gab es ein Geschenk und Schokolade von der Patenbrigade. Wie haben sich die Kinder gefreut!

Zuckertütenbaum 1969

Kindertag 1974

Fasching 1975

Was wir den Kindern beibrachten

Karla Kaiser

Mit Hilfe des sozialistischen Bildungs- und Erziehungsplans strukturierten wir den gesamten Vormittag. Es gab bestimmte Auflagen, nach denen wir handelten. Wenn wir den Plan nicht einhielten und es ein bisschen hakte, hospitierte das leitende Personal. Ich empfand dieses Eingreifen als wichtig, denn wenn eine Erzieherin ins Schleudern kommt, braucht sie Unterstützung. Ein zweites oder drittes Augenpaar wirkt Wunder.

Elvira Lehmann

Ich führte die Spracherziehung mit den Kindern durch. Damit es ihnen leichter fiel, in ganzen Sätzen zu reden, zeigte ich Bilder. Dazu sollten sie Geschichten erfinden. Was hatte es auf sich mit der Katze, dem Mädchen und der Schale Milch? Ich fand es spannend zu hören, wie jedes Kind etwas anderes erzählte.

Ein wichtiges Thema war die Verkehrserziehung. Wir gingen zur Straße und übten an der Ampel das Stehenbleiben und gründliches Nach-Links-und-Rechts-Gucken. Die größeren Kinder wurden sogar von der örtlichen Polizei

besucht. Sie führte mit dem Polizeiwagen vor, wie weit ein Auto nach dem Bremsen noch rutscht. Dadurch verstanden die Kinder, warum sie so vorsichtig sein sollten.

Wir brachten unseren Zöglingen auch die Grundlagen der Mengenlehre nahe. Darauf konnten die Schulen aufbauen. Eine Lehrerin sagte mir einmal, dass sie merkte, wenn die Schüler aus einem Kindergarten kamen, in dem mit festen Werten gearbeitet wurde. Sie konnten sich besser konzentrierten und schneller auf den Schulalltag umstellen. Das erfüllte mich mit Stolz.

Karla Kaiser

In der Ausbildung – aber auch später im pädagogischen Rat des Kindergartens – setzten wir uns mit pädagogischen Theorien auseinander. Die Theorie ließ sich gut in die Praxis integrieren. Wir wussten: Wenn ein Kind besonders viel Unruhe stiftet, läuft in ihm ein »Kampf der Motive« ab. Wird ein Kind zum Essen gerufen, überlegt es sich: »Ich spiele gerade so schön. Soll ich nun gehorchen, oder soll ich mich weigern?« Solche Konflikte ziehen sich durch die gesamte kindliche Entwicklung. Wir sahen in

solchen Situationen kein freches oder ungezogenes Kind, sondern eines, das seine Motive abwog. Das half uns, bessere Urteile zu fällen.

Manchmal kam es trotzdem zu Konflikten mit der Leitung über die Sinnhaftigkeit von Erziehungsmaßnahmen. Wir besaßen eine große Truhe mit Bauklötzen, mit denen die Kinder tolle Gebäude bauten. Unser sozialistischer Erziehungsplan sah vor, dass die Kinder die Moskauer Kremlmauer nachbauten. Darüber setzte ich mich im Vorfeld einer Hospitation mit meiner Prüferin auseinander. Ich sagte ihr: »Was interessiert ein fünfjähriges Kind die Kremlmauer?« Die Kinder waren nicht nach Moskau gereist und wussten nicht, wie diese Mauer aussah. Aber der Plan schrieb vor, diese fremde Mauer nachzubauen. Auch fragte ich mich, warum eine Vierjährige wissen müsse, wer Walter Ulbricht oder Erich Honecker waren? Diesen Personenkult mochte ich nicht.

Sinnvoll erschien mir, dass wir mit den Kindern vor dem Mittagsschlaf eine Art autogenes Training durchführten. Ich liebte es. Die Kinder legten sich vor dem Mittagsschlaf auf ihre Decken und mussten mit geschlossenen Augen zuerst ihr linkes Bein heben, dann ihr rechtes und schließlich die Zunge herausstrecken. Dann rief ich: »Donnerwetter, ihr streckt mir

alle die Zunge heraus!« Darüber lachten sie, entspannten sich und schliefen wie die Murmeltiere. Solange Disziplin, Ordnung und Fröhlichkeit herrschten, stimmte das große Ganze.

Was es bei uns zu essen gab

Monique Herrmann

Die Versorgung der Kinder im Kindergarten war gut organisiert. In den ersten Jahren gab es lediglich Mittagessen, später eine Vollverpflegung. Für das Mittagessen zahlten die Eltern 35 Pfennig pro Gericht, die Vollverpflegung mit Frühstück, Mittag- und Abendessen kostete 1,70 Mark.

Zum Frühstück gab es Schnitten und Rohkost wie Möhrensalat. Fürs Mittag wurde selbst gekocht. Wir stellten das Tagesgericht auf einen Wagen und fuhren es mit dem Fahrstuhl nach oben. Dort verteilten wir es an die Kinder. Es war gutes, gesundes Essen. Am Abend aßen die Kinder besonders gern Eier- und Fischschnitten. Als ich nach der Wende sah, was Eltern ihren Kindern zum Frühstück mitgaben, fiel ich fast in Ohnmacht. Das war meilenweit von gesunder Ernährung entfernt.

Wollte ein Kind ein bestimmtes Gericht nicht essen, zwangen wir es nicht, sondern sprachen freundlich: »Koste doch erst mal. Ich mag auch nicht alles, aber ein bisschen muss jeder essen, damit der Magen nicht so knurrt, oder?« Wenn es heißt: »Koste doch mal«, klingt das ganz anders als: »Du musst!« Meist mochten die Kinder das Essen nach dem ersten Bissen doch gern.

Elvira Lehmann

Die Köchin ging jeden Tag mit ihrem Handwagen zur Kaufhalle und machte den Tageseinkauf. Die Gerichte und die wöchentlichen Menüs schnitt sie auf die Kinder zu. Sie backte auch selbst. Von ihrem Zuckerkuchen schwärmten wir alle. Wie die Butter in den Teig einlief… Manche Eltern verboten ihren Kindern aus religiösen Gründen, bestimmte Dinge zu essen. So durften die Zeugen Jehovas keine Gerichte mit Blut essen. Das tolerierten wir. Wenn es beispielsweise Blutwurst oder Linsensuppe gab, die Blutwurst enthielt, bekamen die Kinder eine Butterschnitte oder etwas anderes.

Monique Herrmann

Ihren selbstgemachten Fleischsalat mochten die Kinder besonders. Sie ließen uns Erzieherinnen nichts übrig! Ohnehin kalkuliert unsere Köchin die Mengen sehr gründlich und genau. Wir warfen kaum etwas vom Essen weg.

Erzählsalon im Mehrgenerationenhaus
Gröba am 17. November 2017

Katrin Rohnstock

Kindheit ist kein Kinderspiel

Die hier veröffentlichten Geschichten wurden in Erzählsalons erzählt. Diese fanden im Rahmen des Projekts »Mit kleinen Schritten in die große Welt – Kind sein in Riesa im 20. und 21. Jahrhundert«, ein partizipatives Ausstellungsprojekt des Riesaer Stadtmuseums statt, von 2017 *bis* 2019. *Es wurde im Fonds »Stadtgefährten« der Kulturstiftung des Bundes gefördert. Ein Ziel der Ausstellung: »erbrachte Leistungen würdigen, Stolz auf Geschaffenes befördern, Identität mit Riesa steigern.«*

Kindheitserinnerungen zu erzählen, macht Freude, auch wenn nicht alles rosig war. Kindheitserfahrungen mit anderen zu teilen, macht noch mehr Spaß, denn gemeinsames Erinnern und Erzählen verbindet. Es stiftet Identität. Wer sich einer gemeinsamen Vergangenheit bewusst wird, wer sich der Vergangenheit gemeinsam versichert, der fühlt sich zugehörig zu einer Gemeinschaft, zu einer Stadt und zu einer Region.

Die hier versammelten Geschichten basieren auf mündlichen Erzählungen. Sie wurden im sächsischen Riesa in öffentlichen Erzählsalons zusammengetragen – einem Format, das Rohnstock Biografien vor etwa fünfzehn Jahren entwickelte, um Erinnerungen einen geschützten Raum zu geben und sie in Buchform zu bewahren.

Erzählsalon im Riesaer Stadtmuseum am 16. März 2018

Wer die Erzählungen der Riesaer in dieser Broschüre liest, braucht kein Geschichtsbuch. Denn in den Kindheiten spiegeln sich Zeitgeschichte sowie politische und gesellschaftliche Entwicklungen. Was die Menschen in Riesa erzählten, ist authentisch, nah am Erlebten: Die Väter kämpften im Zweiten Weltkrieg. Die Mütter und Großmütter zogen die Kinder groß. Gegen Ende des Krieges wurde der Luftschutzkeller zum Überlebensort. Kindheit ist nicht unbeschwert. Nach Kriegsende kamen die Flüchtlinge. Eine der Schulen wurde in Karl-Marx-Schule umbenannt, im Sommer lockten die neuen Ferienlager. Kindergärten kennen die Riesaer dagegen schon seit den Dreißigerjahren.

Schnell wurden in den Erzählsalons Gemeinsamkeiten identifiziert: »Wer kennt den Bademeister Uhlig noch?«, wurde gefragt. »Wer ist in die Pestalozzi-Schule gegangen, die liebevoll ›Pesta‹ genannt wurde?« »Wer erinnert sich an die Raddampfer auf der Elbe? Und wie langweilig so eine Dampferfahrt war?« »Wer kennt die Bäckerei Knoof in der Friedrich-Engels-Straße? Oder das Möbelhaus der Familie Fähnrich?« Wer das weiß, der gehört zu Riesa. Dieser Bademeister, diese Schule, und das Geschäft dort … Diese Orte, die Menschen, die Erlebnisse – sie konstituieren »Heimat«.

Die alten Riesaer sind erzählfreudige Menschen. Sie haben viel erlebt – und geteilt in den fünf Erzählsalons, zu denen das Stadtmuseum zwischen November 2017 und Juni 2018 einge-

laden hatte. Die zweistündigen Erzählsalons fanden in verschiedenen Einrichtungen statt: im Mehrgenerationenhaus in Gröba, im Riesaer Stadtmuseum, beim Arbeiter-Samariter-Bund im Pflegeheim, bei der Diakonie im Seniorenhaus »Albert Schweitzer«. Die Erzähler erschienen zahlreich – einmal zwanzig, einmal vierzig.

Es kam die Generation der 1930- bis 1950-Geborenen. Die Jüngeren blieben der öffentlichen Einladung fern. Wo ist die »Generation Ost«, die nach 1975-Geborenen? Denken sie womöglich, sie hätten keine Kindheitserinnerungen beizutragen, weil die Erfahrungen noch frisch sind? Noch nicht gesetzt? Diese Lücke erzählt etwas über die Geschichte von Riesa. Liegt das Fehlen dieser Generation im Erzählsalon daran, dass die meisten von ihnen Riesa nach der Wende verlassen mussten, weil es nach einer maßgeblichen Verkleinerung des Stahlwerks, der Auflösung der Streichholzfabrik, der Verkleinerung des Seifenwerkes kaum noch Arbeit gab?

Die Geschichten der Riesaer wurden in den Erzählsalons auf Tonband mitgeschnitten und von Markus Thielemann aufgeschrieben, der zum Autorenstamm von Rohnstock Biografien gehört. Anschließend wurden die Geschichten lektoriert und den Erzählern zur Korrektur und Autorisierung vorgelegt. Seit 1998 schreibt Rohnstock Biografien Lebensgeschichten nach mündlichen Erzählungen auf und befriedigt damit ein zutiefst menschliches

Erzählsalon im Seniorenhaus »Albert Schweizer« am 27. April 2018

Bedürfnis – Sich-Mitteilen, Erzählen und Gehört-Werden.

Mit dem Erzählsalon entwickelten wir in gewisser Weise ein Selbsthilfekonzept, angelehnt an den jüdischen Sabbat, an dem die Familienmitglieder nach dem Besuch der Synagoge zusammensitzen und einander von den Erlebnissen der vergangenen Woche erzählen. Jeder kommt zu Wort, jeder hört zu. »Dieses Verfahren kann einen relevanten Beitrag zur Lösung aktueller sozialer, ökonomischer und politischer Probleme leisten«, sagt der Schweizer Psychotherapeut, Schreibforscher und -didaktiker Professor Otto Kruse. Er untersucht Erzählformen und -verfahren in den verschiedensten Kontexten und begleitet Rohnstock Biografien seit vielen Jahren. Für uns beschreibt er hier, wie der Erzählsalon auf und für die Erzähler wirkt:

»Die Form des Erzählsalons ist so schlicht, dass man ihm fast den Charakter einer Methode absprechen möchte. Aber diese Schlichtheit täuscht, denn es gibt klare Regeln und es braucht eine kompetente Moderation durch eine ausgebildete Salonnière. So gewöhnlich das Erzählen in einer Runde auch sein mag, es wird im Alltag nie in dieser Form praktiziert. Es braucht den geordneten Rahmen, damit die Erzählenden sich öffnen und alle anderen zum Zuhören bereit sind.

Das erstaunliche an diesem Verfahren ist, dass es sich nicht abnutzt und nicht ermüdet, sondern im Gegenteil beinahe süchtig macht.

Wer einmal einen produktiven Erzählsalon erlebt hat – egal ob als Teilnehmender oder nur als Zuhörer – möchte mehr davon. Wer mehrere Erzählsalons erlebt hat, sieht auch, dass sich die Erzählkompetenz der Teilnehmenden steigert – ein Zeichen dafür, dass das Erzählen heute keine wohlausgeprägte Fertigkeit ist, sondern Training oder wenigstens Gelegenheit braucht, um sich entfalten zu können. Eine Geschichte zeigt sich auf besondere Art und Weise, sie bekommt eine besondere Qualität, wenn sie vor mehreren Zuhörern vorgetragen wird. Durch dieses Setting erhalten der Erzähler und seine Geschichte von den Zuhörern Akzeptanz und Respekt.«

Otto Kruse hebt vier Elemente des Erzählsalons hervor, »die für die Beurteilung seiner Leistungen relevant sind:

(1) Erzählsalons haben ihre Stärke darin, dass sie Persönlichem Raum geben, ohne die Personen talkshowüblich zu überhöhen oder zu unterbrechen. Erzählsalons dienen nicht der Selbstdarstellung oder dem Selbstmarketing. Sie sind ein Weg, sich selbst zu erzählen und Sympathie für erzählerische Offenheit einzutauschen. Erzählsalons entlasten die Teilnehmenden wenigstens zeitweise von ihren rollengebundenen Selbstdarstellungen des Alltags.

(2) Erzählsalons führen nicht in eine klärende Auseinandersetzung – denn es wird nicht diskutiert. Gerade deshalb bieten sie ein hohes Potential für gelingende, gewaltfreie und verbin-

Erzählsalon im Riesaer Ortsverband des Arbeiter-Samariter-Bundes am 18. Mai 2018

dende Kommunikation. Die Teilnehmenden müssen sich nicht auf Bewertungen, Gegenrede, Einwände, Vorwürfe oder kritische Nachfragen gefasst machen. Sie können sich selbst, ihre Erfahrungen, Sichtweisen und Lebensanliegen in aller Ruhe vorstellen. Erst zu einem späteren Zeitpunkt mögen andere Teilnehmenden gegenteilige Erfahrungen einbringen – zu den gleichen Bedingungen. Keine Geschichte wird kommentiert, der Erzähler wird nicht unterbrochen. Erzählsalons bringen Menschen unter anderen einfach dadurch einander näher, dass sie sich ausreden lassen.

(3) Erzählsalons fördern etwas, das heute verloren gegangen scheint und das vermutlich sogar den wichtigsten Teil des Erzählens darstellt: das Zuhören. Im Überangebot an Informationen wird die Gunst des offenen, vorurteilsfreien Zuhörens allenfalls noch den besten Freunden gewährt, ansonsten lassen sich die Zuhörspezialisten aus Psychotherapie, Beratung und Coaching ihre Dienste teuer bezahlen. Der Erzählsalon stellt eine solche offene, interessierte und vorurteilsfreie Zuhörerschaft zur Verfügung. Er stillt das Bedürfnis danach, gehört und angenommen zu werden. Die unendlichen Möglichkeiten zum Ausdruck eigener Meinungen im Zeitalter von Facebook und Twitter haben paradoxerweise zu einem genauso großen Hunger nach Wahrnehmung und Anerkennung geführt, den die neuen Medien aber nicht stillen können. Es gibt nur noch Redner und keine Zuhörer mehr. Der Erzählsalon stellt die Balance wieder her.

(4) Erzählsalons bringen die Erzählung als sinnbildende, beziehungs- und identitätsstiftende kommunikative Größe wieder auf eine neue Weise ins Spiel. Geschichten sind sowohl dadurch sinnstiftend, dass sie Gemeinsamkeiten unter den Teilnehmenden aufscheinen lassen, als auch dadurch, dass sie unterschiedliche Deutungen der Wirklichkeit erlauben. Da Zusammenhänge in Erzählungen subjektiv und nicht fachlich oder gar ideologisch gedeutet werden, stehen die Deutungen nicht in Konkurrenz zueinander. Erzählungen dürfen unterschiedlichen Auffassungen, Erlebnissen, Erfahrungen, Intentionen, Interpretationen und Motiven Raum geben, ohne dass sie dadurch die Erzählungen anderer entwerten. Erzählsalons verbinden und lassen gleichzeitig ein Gefühl für Toleranz, Vielfalt und Unterschiedlichkeit entstehen.«

Abschließend lässt sich mit Otto Kruse zusammenfassen: »Das Potenzial des Erzählsalons besteht also darin, dass es wie kaum ein anderes Verfahren geeignet ist, Beziehungen herzustellen und konfuse Konfliktlagen einem Verständnis zugänglich zu machen. Es ist ein unaufdringliches Verfahren, das allein von der Aktivität der Beteiligten getragen wird. Es braucht keine Schlichter, Konfliktmanager, Apologeten, Ideologen, Influencer, Gruppentherapeuten oder Verkäufer. Es ist eine Aktivität, die aus der Gruppe kommt und der Gruppe die Möglichkeit gibt, sich selbst zu finden. Es ist ein zielneutrales Verfahren, das zwar thematische Vorgaben machen kann, aber von seiner Natur her

Erzählsalon im Riesaer Stadtmuseum am 20. Juni 2018

eher den Vorlauf für zielgerichtete Aktivitäten bildet. Es motiviert dazu, sich intuitiv, nicht taktisch und strategisch, zu verhalten und erlaubt gerade dadurch, sich offen zu äußern. Damit können Dinge angesprochen werden, die in einem instrumentell geprägten Alltag nicht zur Sprache kommen, die als ehrlich erlebt werden und deshalb vertrauensbildend wirken. Erzählsalons bringen Menschen einander näher, indem sie ihnen eine Stimme geben, mit der sie sich erklären und sich gleichzeitig mit den Sichtweisen anderer arrangieren können. Sie sind ein Mittel der Potenzialentfaltung, das der Herstellung von Gemeinsinn, Selbstvertrauen und Empowerment dient.«

*

Es ist Zeit, Danke zu sagen. Als Salonnière hatte ich im wahrsten Sinne das Vergnügen, die Erzählsalons der Riesaer zu moderieren. Chapeau für Ihre Geschichten! Und Hochachtung vor diesen Kindheiten, den Menschen, die oftmals eine schwere Zeit hatten und dennoch aufrechte Bürger unseres Landes wurden. Wir wollen Ihnen fürs Erzählen danken. Es ist nicht selbstverständlich, seine Geschichte zu erzählen. Es setzt Vertrauen voraus – Vertrauen ist ein kostbares Gut. Ohne Vertrauen ist keine Geschichte aus dem eigenen Leben erzählbar.

Ich danke dem Initiator der Riesaer Erzählsalons Dirk Haubold, der Projektleiterin Jana Wotruba und der Museumsleiterin Maritta

Prätzel für die ausgesprochen konstruktive Zusammenarbeit.

Die Riesaer Bürger haben großes Vertrauen zu ihrem Stadtmuseum.

Maritta Prätzel: *»Und das Stadtmuseum weiß dieses Vertrauen sehr zu schätzen, spiegeln doch die erzählten Geschichten das Leben in unserer Region unmittelbar wider. Sie ergänzen nicht nur das Sammeln und Bewahren historischer Objekte im Museum, sondern geben diesen erst einen Sinn. Sie ermöglichen den später Geborenen aus authentischen Berichten und Erinnerungen eigene Vorstellungen zu entwickeln, Zusammenhänge besser zu verstehen und Erfahrungen daraus abzuleiten.«*

Jana Wotruba: *»Durch die Geschichten der Erzählsalons hat Riesa für mich ein Gesicht bekommen – oder besser viele Gesichter. Seitdem sehe ich nicht nur den Stadtpark, die Hauptstraße oder den Poppitzer Platz, sondern lachende, spielende Kinder und die Menschen, die diese Geschichten erzählt haben.*

Es war schön zu erleben, wie viele Menschen sich bei den Erzählsalons begegneten und wie offen sie ihre Erinnerungen teilten. Kindheitsgeschichten sind ganz besondere Erinnerungen. Sah ich mich während der Erzählsalons im Raum um, bemerkte ich oft ein zustimmendes Nicken und ein stilles Lächeln auf den Gesichtern der Zuhörer. In kürzester Zeit habe ich als Zugezogene erfahren, was die Riesaer bewegt und eine Verbindung zu ihnen aufgebaut. Für mich sind diese Geschichten nicht nur per-

Erzählsalon im Riesaer Stadtmuseum am 21. Juni 2018

sönliche Erinnerungen, sondern die Geschichte(n) einer ganzen Stadt.«

Wir kannten Riesa nicht. Wir sind gekommen, hörten die Geschichten und entwickelten das Gefühl, dazuzugehören. Dank der Geschichten sind wir ein Stück weit zu Riesaern geworden, auch wenn wir nicht auf der Elbe Schlittschuh liefen, und nicht auf die »Pesta« gingen.

Katrin Rohnstock

Riesa und Berlin, im März 2019

Katrin Rohnstock (geboren 1960), Inhaberin von Rohnstock Biografien; studierte Literatur- und Sprachwissenschaften, gründete 1998 das Unternehmen Rohnstock Biografien in Berlin und führt seit 2001 Erzählsalons durch

Bildnachweise

Dirk Haubold: Erzählsalon im Mehrgenerationenhaus Gröba, 17. November 2017, S. 29, 35, 62, 69, 112, 138

Doreen Gelbhaar: Erzählsalon im Stadtmuseum, 16. März 2018 S. 24, 32, 40, 82, 102, 108, 116, 124 (Mitte), 140

Jana Wotruba: Erzählsalon mit Kindergärtnerinnen im Seniorenhaus »Albert Schweitzer«, 27. April 2018, S. 125, 142

Jana Wotruba: Erzählsalon im Riesaer Ortsverband des Arbeiter-Samariter-Bundes, 18. Mai 2018, S. 20, 66, 86, 110, 144

Jana Wotruba: Erzählsalon mit Kindergartenkindern im Riesaer Stadtmuseum, 20. Juni 2018, S. 118, 124 (oben u. unten) 129, 146

Jana Wotruba: Erzählsalon Riesaer Stadtmuseum am 21. Juni 2018 S. 50, 55, 76, 90, 95, 148

Stadtmuseum Riesa: S. 8, 24, 27f., 30f., 34, 37 ff., 41 f., 46, 47 (oberes Bild), 51, 61, 70f.,72 (unten), 73, 80f., 83 ff., 88f., 91, 98-101, 105-109, 111 (oben), 113, 122f., 130

D. Worgul: Heimatmuseum am Poppitzer Platz um 1965, S. 111

Familie Uhlig, S. 45, 47 (Mitte u. unten), 72 (oben)

Monique Hermann: S. 120f., 127, 131

Erinnerungen an meine Kindheit

Raum für persönliche Geschichten

Erinnerungen an meine Kindheit

Raum für persönliche Geschichten